H. lit. P. 159 n
(2

<36605399570019
<36605399570019
Bayer. Staatsbibliothek

Beiträge zur Geschichte

der

neuesten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.
P. Balz'sche Buchhandlung.

48 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erster Band.

Seite

Vorrede.

Wolfgang Menzel und dessen deutsche Literatur . . I. — LXXXII.

Literarische Industrie 1

Kritik 22

Charaktere und Tendenzen 48

Tieck 48

Fürst Pückler-Muskau 52

Göthe, Uhland und Prometheus 57

Gans und die Doktrinäre 66

H. Heine 79

L. Wienbarg 95

Dichter im Reime 103

Theater 156

Roman 220

Zweiter Band.

	Seite
Frankreich, England, Italien, Rußland	1
Biographie	54
Jens Baggesen	54
Johann Benjamin Erhard	57
Hamann und Jacobi	66
Thümmel	70
Fichte	80
Julius Schneller	86
Schleiermacher	91
Jahn	107
Charlotte Stieglitz	114
Geschichte	137
Geschichte der Literatur und Kunst	156
Philosophie	210
Theologie	225
Staatswissenschaft	278
Staatswirthschaftslehre	291

Frankreich, England, Italien, Rußland.

Einige Anmerkungen über die ausländische Literatur finden in dieser Verbindung ihre geeignetste Stelle. Wie weit wir auch unsere Umgebungen in Behandlung doktrineller Gegenstände überragen mögen, so können sie uns doch in Betreff der Kunst und der meisten Gattungen der Poesie als ein Spiegel der Nachahmung dienen. Unsere Literatur von heute muß gegen Frankreich und England in den Hintergrund

treten, denn selbst die englische Mittelmäßigkeit steht höher, als die Anarchie, welche in unserem heimischen Schriftwesen herrscht.

Die klassische Periode der deutschen Literatur ist ein Gut, das selbst an die Nachahmung der Fremden und das ausländische uneigennützige Interesse des Liebhabers sich nicht veräußern läßt. Aber hat sich unseren Bestrebungen einmal die Ansteckung des Verfalles mitgetheilt, so sind wir compromittirter, als irgend eine europäische Nation, und sinken so tief, daß man in uns die Söhne unserer Väter nicht wieder erkennt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt sowohl in den äußeren Umständen, an welche bei uns die literarische Thätigkeit gebunden ist, wie zum großen Theil an unserer Erziehung und unserer Sprache. Fast alle fremden Nationen haben, wie wohlthätig auch in steifen und pedantischen Perioden die Reaktion des Dilettantismus

sein kann, doch auch gegen die nachtheiligen Wirkungen desselben glücklichere Gegenmittel als wir. Unsere Sprache ist ein so bildsamer Stoff, so geduldig und gefügig, daß sie dem Despotismus des Genies eben so bereitwillig sich hingibt, wie den Einfällen eines Kindes, von dem sie sich als ein Spielzeug brauchen läßt. Für England mag etwas Aehnliches hingehen, denn der Genius der englischen Sprache ist ihre naive Ungebundenheit. In England haben die losesten Zusammenfügungen immer noch ein Gepräge, das den Regeln entspricht, und selbst mit dem Klassischsten in einer unvertilgbaren Verwandtschaft sich befindet; aber in Frankreich sind diese Beeinträchtigungen des Gesetzes und der ästhetischen Regeln durch die dilettantische Formlosigkeit unmöglich. Die Akademie tyrannisirte den Geschmack, sie verhinderte vielleicht eine sehr begabte Nation, **Ossian, Byron** und **Göthe** zu besitzen, aber sie schüzte sie auch vor einer

solchen Lumpenwirthschaft, wie sie in der deutschen Literatur geherrscht hat und noch herrscht. Sprache, Ton, Haltung und Geberde ist für die französische Poesie stereotyp. Man muß wenigstens diese Ueberlieferungen erlernt haben, und um dies zu können, die Voraussetzung einer gewissen Bildung besitzen, wenn man den Muth hat, den literarischen Markt durch irgend ein Erzeugniß zu bereichern. In Frankreich wird viel produzirt, was schwerlich die Probe besteht, aber selbst das Unzulänglichste wird besser sein, als Das, was bei uns für mittelmäßig gilt.

Aber nicht nur, daß Deutschland sehr wenig vom Ausland lernen zu wollen scheint, wir sind selbst in der Beurtheilung des fremden Eigenthums ungerecht, oder stellen sie auf eine Weise an, welche selbst Den, dem sie zu Gute kommen soll, in Verlegenheit sezt. So hat **Huber** in

seinem Buch über die neu-romantische Poesie in Frankreich derselben allerdings einen Dienst erwiesen; denn er vertheidigt sie, und selbst ihre Auswüchse bestimmen ihn nicht, sie zu verdammen; aber wie soll man sich gegen Dienste verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthums geleistet werden? Unser Apologet ist in Täuschungen befangen, die weniger auffallend sind, weil sie einer Sache zu Gute kommen, der man nicht abgeneigt ist. Seine Behauptungen sind da unsicher, wo sie nur charakterisiren wollen, und ungerecht, wo sie ausschließlich werden. Seine Parteinahme überrascht, aber sie ist so wenig energisch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird.

Die Achtung vor der neueren französischen Romantik wird in diesem Buche an Bedingungen geknüpft, die Niemand unterschreiben kann. Nicht Jeder hat ein so kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm

nicht erlaubt ist, die Andern dafür zu hassen. Die Gerechtigkeit verlangt, Jedem das Seine zu geben. Ich will unsern Lesern den Beweis für mein Urtheil nicht schuldig bleiben.

Ein deutscher Professor fängt vom Ei an. Herr **Huber** will uns einige neuere Theorien der französischen Dichtkunst erklären, und beginnt mit dem Feudalsystem des Mittelalters. Er spricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunst, von der Reformation. Er sollte längst schon beim zweiten Decennium unseres Jahrhunderts angelangt sein, der ungeduldige Leser harrt, doch es währt lange, ehe der Verfasser aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., den Jahren der Philsophie und Aufklärung, zurückkommt, über die Leichen der Revolution steigt, Napoleons Siegeszüge verfolgt und mit den restaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Welch' ein ausschweifender unlakonischer Mann! Jezt

endlich haben wir ihn, und vermögen aus einem weitläufigen Gerede einige seiner Behauptungen auszuziehen.

Unsere Schrift will die Quelle der neufranzösischen Romantik in jener Geistesrichtung finden, welche Napoleon Ideologie nannte. Sie hält sie für deutschen Ursprungs, und bezeichnet sie als die reinste Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt sich dagegen einwenden, will man einmal fremden Ausdrücken einen willkürlichen Sinn unterlegen? Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politischen Richtung, und verstand darunter jene Schwatzhaftigkeit, die heut zu Tage noch nicht ausgestorben ist, die keiner Partei erwünscht sein kann, weil sie Allen gefährlich ist. Wenn es sich also auch hören läßt, daß die Schwätzer aus Deutschland stammen, wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zusammen?

Man kann selbst zweifeln, ob der Verfasser von seinem Gegenstande eine richtige Definition zu geben wußte.

Er behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung, nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höheren Bildung wieder hineinziehen, und für unsere Zeit Das sein, was die alte Romantik für das Mittelalter war.“

Es hält schwer, den Grund dieser Begriffsverwechslung anzugeben. Ist die Romantik jene träumerisch-sehnsüchtige Geistesrichtung, die an der Hand der deutschen Philosophie sich in eine Zeit flüchtet, welche sie nach ihrem Gefallen ausschmücken kann, ist sie diese Hingebung an das Mittelalter, für welche sie der Verfasser in seinem Buche überall ausgibt, wie kann sie mit jener neuesten Tendenz der französischen Literatur, der eingerissenen Novellistik und Genremalerei,

verwechselt werden? Hat die von dem Beispiele **Chateaubriand's**, **Lamartine's** und **Viktor Hugo's** geschüzte Poesie je mit der Gegenwart kokettirt? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in verschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind als den unserigen?

Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen worden. Man verhehlte, es einzig in dem Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, und versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüte ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters sein, wie Herr **Huber** auf der einen Seite sagt? Warum sollte sie die Poesie der Gegenwart sein, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. **Friedrich Schlegel** hatte nicht nöthig, katholisch zu werden, um zu

beweisen, daß seine Gedichte romantisch sind. **Tieck** war immer indifferent, **Arnim** sogar entschieden protestantisch, und Niemand wird anstehen, ihre Werke für die Blüten der neueren Romantik zu halten. Man irrt sich, wenn man in unserer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben voraussezt.

Wohin bringt **Huber** bei seinen Unterscheidungen die Schriften von **Jouy**? **Jouy** begann die Vergötterung der Gegenwart, er brachte diese kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genrestücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfasser der romantischen Schule zugetheilt werden. **Jouy** ist aber Akademiker, die neue Schule übersieht ihn, und wo man ihn nennt, rangirt er mit den Klassikern. Hier war ein Feld, wo sich Herr **Huber** zu scharfen Combinationen hätte veranlaßt fühlen sollen. Er mußte nachweisen, welche Phasen der Romantik

zwischen den Threnodien eines **Lamartine** und den Pariser Hunden eines **Janin** liegen, und zulezt würde er zu dem Geständniß gezwungen worden sein, daß eine Versöhnung zwischen den beiden in Frankreich streitenden Parteien vor der Thür, wenn bei den Tüchtigen nicht gar schon geschehen ist. **Lemercier** schreibt Melodramen und **Casimir Delavigne** hat die drei Einheiten verlassen.

Herr **Huber** sieht in den Romantikern weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Mysterien dürsten, sich das Haar in einen Scheitel kämmen, und deutsche Philosophie studiren. Aber das sind nur Ausnahmen. Die neuen Romantiker sind lebensfrohe, heitere Menschen, die sich ein Reitpferd halten, sehr gut essen und trinken, und Nichts von der Verzweiflung kennen, die ihnen **Göthe** angedichtet. Wenn ihr sie bei einer Tänzerin antrefft, können sie da nicht sehr eifrig studirt, und zarte

sinnige Gedanken niedergeschrieben haben? Braucht man ein Pfarrvikar zu sein, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu schreiben, sondern selbst tief zu empfinden? Ich verstehe die Menschen nicht, welche Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthusiasmus für die Kunst, die Wahrheit, die Freiheit für unverträglich halten. **Viktor Hugo** besingt Napoleon. Warum soll er dem Helden seine Bewunderung versagen? Er ist ein energischer Charakter, hat einen freien, poetischen Blick, und ist eifersüchtig auf die Macht, welche die patriotische Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Herr **Huber** urtheilt darüber anders. Es ist ihm Alles darum zu thun, in **Viktor Hugo** einen Christen zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der christlichen Liebe auf die Weltgeschichte!“ Kann bei solchen Maßstaben eine gesunde Ansicht gewonnen werden?

Wir können zum Schluß nicht umhin, Herrn **Huber** zu versichern, daß Niemand die Größe und die Vorzüge der französischen Klassiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst. Die Aufgabe der wahren Kritik ist nicht, wie der Verfasser will, christliche Liebe zu üben, sondern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und Wer wollte sie den Koryphäen der französischen Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts versagen? Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr **Huber** verräth den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathien jene geistvollen, freien und dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perüken nie so, wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademiker verdanken? Man ist auch in Frankreich von dieser Unge-

rechtigkeit zurückgekommen, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns deutsche Eitelkeit möchte glauben machen. Herr **Huber** sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Nein, das französische Volk hatte immer Achtung vor seinen großen Geistern, und die Geister waren dieser Achtung würdig.

Was das Interesse, das die Franzosen an den Deutschen nehmen, betrifft, so ist hier in der That ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit die Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven, und erstaunten, daß sich die

natürliche Beredtsamkeit des Forums in ein System, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verständiger Ueberlegung verwandeln lasse. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine siegreiche und dauernde Usurpation Napoleons für Deutschland und Frankreich nach sich gezogen hätte, sind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und Schulmeister der Franzosen geworden. Der Despotismus Napoleons hätte unseren neuen Zöglingen die Flügel beschnitten, wir würden sie gelehrig gefunden, und ihre Phantasie an die Buchstaben eines schwierigen Alten oder eines noch unverständlicheren Neueren gefesselt haben. Auf der Spitze der französischen Bajonnette würde allen Völkern die deutsche Grammatik überbracht worden sein, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden besiegten Volkes in Beschlag genommen, und es eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine

so ehrenvolle, ja wir würden gesagt haben, in eine allein für uns passende Stellung gekommen wären.

Diese müßige Hypothese dient wenigstens dazu, für eine merkwürdige Erscheinung des Augenblicks eine schwache Analogie zu geben. Die deutschen Ideen haben zwar nicht mit den hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch sie sind da, sie haben dort ihren Katheder und ihre Dolmetscher gefunden. Die spitzen, gedrückten Köpfe der Franzosen sind von ihnen in Besitz genommen, und davon so rund geworden, wie nur irgend ein deutscher Hirnschädel. Unsere Ideen haben bei den Franzosen eben so viel Kluge wie Narren gemacht, als bei uns: die Empfänglichkeit ist in allen Gemüthern dieselbe, nur der Same und die Befruchtung machen den Unterschied. Es ist sonderbar. Während unsere Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die sich die

Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Mery so bald verriethen, sind bei den Franzosen die Sammtbarets aufgekommen. Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen, und den lezten Anstrengungen der Väter vom Menilmontane mit unsern eigenen Thorheiten zu Hilfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsere mystischen Zustände zu lauschen, und aus den Entzückungen unserer wiedergebornen Leinweber der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoscop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Gränzen gesprungen ist, während er die Einheit Deutschlands und das Protektorat für einen Traum, die Advokaten derselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasien der Franzosen von unsern weiland schwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden, sie haben die Trümmer unserer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen

angestellt, um den Nibelungenhort der deutschen Kaiserkrone aus den Wogen des Rheins zu heben.

Ich zweifle, ob ich meine germanisirenden Franzosen schon genug kenntlich gemacht habe. Es versteht sich von selbst, daß ein Franzos seine Ansichten nur in seinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutsche auch in der ganzen Weise seines gesellschaftlichen Benehmens kund gibt. Jene Vergleichungen standen nur der deutschen Leser wegen da, weil wir in der That manche Ideen am besten durch die Kleider der Leute, die sie verfechten, kenntlich machen. Es ist nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doktrinären Hand in Hand geht, und seit dem lezten Ministerwechsel das Kompendium mit dem Portefeuille vertauscht hat. Herr Guizot, derselbe Minister, der schon kurz nach der Julirevolution so unpopulär wurde, weil er in seinen

Rundschreiben an die Maires und Präfekten spekulative Untersuchungen anstellte, und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung seiner philosophischen Resultate benützen zu wollen, derselbe jezt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann ist die rechte Hand des Königs. Herr Cousin ist wieder die rechte Hand des Herrn Guizot, und meine altdeutschen Franzosen sind zulezt die rechte Hand des Herrn Cousin. Sollte es zu einer französischen Invasion kommen, so wissen wir nun doch die Genealogie unserer Liebhaber, die den Deutschen die Einheit geben werden, nicht weil sie zur Propaganda gehören, sondern weil sie im Kollege des heiligen Ludwig darüber Vorlesungen gehalten haben.

Der Eifer, mit dem sich die Franzosen in neuerer Zeit auf deutsche Wissenschaft und Kunst geworfen haben, ist für sie eben so außerordentlich als schmeichelhaft für uns. Sie

haben nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern selbst unsern großen Leistungen im Gebiete der freien dichtenden Künste eine überraschende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von jenen gestanden sie, daß sie vor ihnen erröthen müßten, von diesen, daß sie durch sie entzückt würden. Was einige unserer scharfsinnigsten Geschichtsforscher geleistet haben, ist ihnen nicht unbekannt geblieben, ja selbst die kühnsten Hypothesen, über die wir erst erstaunten, und darauf selbst den Stab brachen, erhalten sich bei ihnen immer noch im großen Ansehen, und beschäftigen die Ungeduld der Gelehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsere philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unserer Tiefe und unserer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer

gefunden, sondern selbst entschiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutschen Lehrer drei körperliche Eide zu schwören sich vermessen. Endlich ist es längst bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geschmacks die Bekanntschaft mit unsern schönen Geistern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unsern Einfluß gefallen sind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordenen Bänke von den Anhängern des neuen Gesetzes eingenommen wurden. Unsre politischen Verhältnisse haben jezt dieselbe Aufmerksamkeit erregt.

Auch diese zu verstehen, mußte den Franzosen um so leichter werden, je einfacher sich der Uebergang aus unserm wissenschaftlichen Leben in das politische bildete. Wir haben die Erfahrungen des einen zu den Voraussetzungen des andern gemacht. Die Koryphäen der Wissenschaft gaben sich zu Dolmetschern unserer politischen Wünsche her; die Männer

des Katheders bestiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philosophie nur das Wort: Freiheit zu setzen, um zu wissen, was sie über die Bedürfnisse unsers öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete sich eine Gemeine, die ihre Aeltesten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, als man anfing, ihr diese beizulegen, deren Lehre zulezt den Enthusiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff beging, sie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzosen mit unserm politischen Zustande bekannt wurden. Seitdem haben sie ihren fixen Begriff, wenn sie von einer deutschen Opposition hören. Sie glauben dann zu wissen, wovon die Rede ist, und geben ihren Landsleuten Aufschlüsse über Dinge, in die sie ganz besonders wollen eingeweiht sein.

Wenn sich die Franzosen über fremde Völker unter-

richten wollten, so sind sie bis jezt immer so unglücklich gewesen, daß sie ihre Absicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben den Begriff eines unaufhaltsamen Bildungsganges, wie ihn jedes Volk verfolgt, niemals gehabt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zustandes kennen zu lernen, und nach diesem Maßstabe auf alle folgenden Zeiten zu schließen. Wie lange sind ihnen die Deutschen jene ungeleckten Bären gewesen, die unsre Urgroßväter im dreißigjährigen Krieg wohl mögen gewesen sein! Wie lange kannten sie uns als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um sich von ihnen bilden und betrügen zu lassen! Jezt werden wir ihnen einige Jahrzehende hindurch nur jene düstere Phantasten sein, die mit verklärten Augen nur immer den Himmel offen, nie die Hindernisse der Gasse sehen, die sich an heimlichen Oertern versammeln, ein Feuer anzünden, ein

lamentables Lied singen, und über Deutschlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiser auf den Thron setzen und ihn mit Philosophen und Dichtern umgeben würden. Das nennen die doktrinären Franzosen den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen!

Die Meinung, die unsere neuen Kenner von uns gefaßt haben, ist ungefähr folgende. Sie sagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen sie den Deutschen die Ideen und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der sie zu den Menschen steigen könnten, dieses, um dem himmlischen Prinzip ein tellurisches als Gegengewicht an die Seite zu setzen. Die Deutschen sind unpraktisch. Schon in ihren Wäldern brüteten sie auf den Bärenhäuten und überließen die Geschäfte des Hauses ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein

französischer Gatte sich noch jezt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb an die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen und Eier und Gemüse zu kaufen. Von Natur ist der Deutsche republikanisch, wie seine Literatur; doch wird er sich jede Herrschaft gefallen lassen, in die die Wissenschaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. All' ihre friedlichen Widersprüche und gewaltthätigen Aufstände sind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, sondern zu den Beschwerden, die man abgestellt wissen wollte, mußte sich noch immer ein ideeller Anstoß gesellen, ehe sie zu den Waffen des Eisens oder der Zunge griffen. Wenn bisher dieses zweite Element die Religion gewesen ist, so ist jezt die Tendenz nach einer organischen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollten nicht mehr Sachsen, Hannoveraner, Hessen sein, sondern Deutsche. Napoleons Druck hat sie an ihre Ursprünge erinnert, aus den

Quellen der Geschichte schöpften sie ihre Begeisterung, jezt wollen sie nur in so weit frei sein, als sie einig zu werden verlangen. Der nächste Weg, der zu diesem Ziele führt, besteht in Nichts, als die Fürsten zu übersehen. Diesen werden aber die Deutschen immer verachten, sie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weise und die Weisen Könige sein werden. Nun ist der Tendenz nach der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, so schließen die Deutschen und die Franzosen, einen Staat geben, der gleichsam die Kraft aller Uebrigen in sich absorbire, und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders sein, als der Preußische? Der Zustand der preußischen Schulen, wie er durch Herrn Cousin an's Tageslicht gebracht ist, wird für Deutschlands Einheit entscheidend werden. Die Preußen werden glorreich

unter die Hadernden treten, und die Widersacher ehrfurchtsvoll ihre Fahnen senken.

Man sieht, diese Gedanken sind nicht originell, und das sollen sie auch nicht sein. Es sind alte Bekannte, mit denen wir schon oft zusammentrafen, und die wir eben so oft widerlegt haben. Man kann unsern Franzosen also nicht den Vorwurf machen, daß sie über die Wünsche der Deutschen gefabelt haben. Sie sind nur so unglücklich gewesen, eine Partie für die Masse und ein besonderes Interesse für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Diese Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn sie in Preußen sich nicht ausschließend unterrichtet hätten. Daran thaten sie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelschulen zu studiren, und als sie wieder in Paris waren, bestiegen sie den Katheder und sprachen von den politischen Erwartungen der Deutschen. Sie eröffneten

Curse über deutsche Geschichte, und gaben vor, sie aus neuen und richtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Diese Vorlesungen sind jezt bekannt geworden. Ich gestehe, daß ich an ihnen Nichts gefunden habe, als die Uebertragung einiger deutschen Phantasien in die natürlichere Ausdrucksweise der Franzosen. Man wird nicht anders können, als mehreren deutschen Professoren zu ihren neuen Schülern Glück wünschen.

Wenn sich die Franzosen zur deutschen Opposition schlagen, so wird es immer schwer sein, zu begreifen, welche Stellung sie dann im Falle einer Umwälzung Deutschlands einnehmen wollten. Es ist zwar Nichts gewisser, als daß weder die Träume unserer, noch der französischen Doktrinäre je verwirklicht werden; aber Beide denken doch an die Möglichkeit dieses Ereignisses. Welchen Entschluß haben sie für diesen Fall schon im Voraus gefaßt? Unsere Gemäßigten

des Tierspartie sagen: Traut dem Erbfeinde nicht? Aber es wäre Unrecht, in die Redlichkeit der Ansichten, die so friedliche Kathedermänner über uns aussprechen, Zweifel zu setzen. Sie könnten uns dafür den beschämenden Beweis führen, daß wir sie durch unser gehässiges Mißtrauen nur beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzosen schwiegen von unserer Einheit und unsern Ideen. Sie haben die Kunst, unreife Gedanken so einfach und natürlich zu machen, als seien sie in den Köpfen vernünftiger Leute entstanden. Die Deutschen sind dabei immer gewöhnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß ausstellte. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume nähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückisch, halb gothisch ist, und daß wir in Erfurt einen Churfürsten, in Nürnberg einen Markgrafen sitzen haben, wenn wir nur

damit erreichen können, daß unsere Unitarier und Hegemonisten sie nicht als Autoritäten citiren, und daß Dasjenige, was bei uns unreif ist, bei ihnen eine Appretur bekommt, die das Urtheil verführt und uns durch französische Vermittlung Denen gefangen gibt, die wir uns daheim noch ziemlich glücklich vom Leibe halten.

Der französische Roman, das Drama, reagiren mannichfach auf die deutsche Literatur, weniger das lyrische Gedicht. Die Ursache liegt darin, weil Roman und Drama in Frankreich viele deutsche Elemente in sich aufgenommen, und verwandte Dinge immer die meiste Anziehungskraft haben. Der französische Gesang ist niemals bei uns einheimisch geworden, und kann es auch nicht, da in der Lyrik die innerste Natur der Völker sich ausspricht, und die Empfindungen überall durch Sprache und Weltansicht gemodelt

werden. Die Deutschen werden immer behaupten, daß die französische Lyrik nicht wie aus dem Borne des Gemüthes klingt, sondern mit viel Rhetorik, Malerei und Deklamation versezt ist, und der Franzose wird gerade diese Ingredienzien an der deutschen Poesie vermissen, sie haltungslos schelten und ihr keine Kraft der Repräsentation einräumen, und Beide werden Recht haben. Niemand kann schon bis an seinen Himmel greifen; aber noch weniger über seinen Himmel hinaus.

Das politische Element der neuen französischen Lyrik möchte geeignet sein, sie unserer Theilnahme näher zu bringen. Denn durchweht ist sie von einer wahrhaft erhabenen Ansicht der Geschichte, die nur deßhalb zu gleicher Zeit partikulär patriotisch ist, weil die neue Zeit einmal aus Frankreichs Ereignissen den Kern der Weltgeschichte gemacht hat. Die deutsche Lyrik kennt diese historische Freudigkeit

nicht, wie die französische. Wir singen auf der politischen Lyra immer, als hätte sie nur eine Saite, und noch dazu eine sehr tiefe, brummerische; die Politik wird in unsern Liedern immer in Wehmuth ausfallen. Deßhalb überrascht uns das pompöse Colorit der französischen Lyrik, welche sich ganze Länder als Endreime zuwirft, und das Blut von tausend Schlachten nehmen darf, um ihre stolzen Alexandriner damit zu färben.

Die vernünftigen, gescheidten, praktischen Franzosen waren vor einigen Jahren auf dem Wege, recht fad und albern zu werden. In Schuhen, die wir längst ausgetreten haben, machten sie die ungeschicktesten Sprünge, die Romantik hatte den Franzosen den Kopf verwirrt; es war zum Lachen, wenn sie **Hoffmann** und den Satan in den Mund nahmen. Eine hagere Gestalt, ein blasses Gesicht, langstarrendes Haar, ein glühendes Auge, der Spieltisch,

perdu, ein versuchter Selbstmord, eine Engelschönheit, eine Verführung, Blasphemie; das waren die Farben, mit denen sie den Teufel an die Wand malten, das waren ihre Vorstudien der Hölle. Hätten die Franzosen nicht im Style ihre bewunderswerthe Leichtigkeit und das Talent besessen, aus jeder Kleinigkeit etwas Anziehendes zu machen; sie würden mit ihrer ästhetischen Desperation, mit ihren Bizarrerien und Nachtstücken eine recht klägliche Rolle gespielt haben.

Balzac hat drei schriftstellerische Perioden gehabt; die erste war obscur, in der dritten lebt er jezt. In der zweiten wollte er um jeden Preis der französische **Hoffmann** sein. Er war unerschöpflich in Erfindungen, die auch er die Nachtseite des Lebens nannte. Er hatte einen Bund mit dem Satan geschlossen, dessen Früchte seine Phantasiestücke, seine braunen Erzählungen, seine Elendsfälle waren. Was fehlte ihnen? Der Witz, den einem **Hoffmann** die

Natur gab, die heitere ironische Laune, die einen **Janin** so liebenswürdig macht, die Wahrheit des Lebens und der Natur, die man selbst in den grausamen Erzählungen eines **Eugene Sue** nicht vermissen wird. **Balzac** schrieb in der unnatürlichsten Champagnerbegeisterung, einem Feuer, das den wässerigsten Weintrinkern von der Welt, den Franzosen bisher fremd war. **Balzac** schilderte keine Menschen, sondern nur Schatten. Was die Tiefe ihres Charakters sein sollte, war Etwas, mit dem man sich nicht befreunden konnte. Seinen Wahlspruch: gemein im Gemeinen, und erhaben im Erhabenen führte er in beiden Fällen nicht göttlich genug aus.

Aber wer nun drei Jahre später den Vater Goriot mit **Balzac's** früheren Schriften, jenen dämonischen Mixturen vergleicht, die ihm den Namen des französischen **Hoffmann** verschafften, wird erstaunen, bis zu welcher

Vollendung man gelangen kann, wenn man sich von ästhetischen Sympathien und den Geschmacksbestimmungen der Mode frei erhält. **Balzac**, dem eine ursprüngliche Tiefe, schöpferische Kraft, Phantasie und Speculation zu Gebote standen, brachte die Vortrefflichkeit dieses Talentes doch erst durch seine Zeitgemälde zur Reife. Man kann sagen durch die Beobachtung der Straße ist **Balzac** geworden, was er jezt ist.

Paris kennen, heißt auch die Welt kennen; denn Paris ist der Puls der Civilisation. Man muß auch sagen, Paris kennen, heißt das Herz kennen, denn welche Interessen, welche Gefühle offenbaren sich nicht in einer Stadt, die Frankreich und die Bildung Europa's in sich absorbirt? Paris ist so liebenswürdig durch seine Contraste; das Erhabenste wird vom Naivsten berührt; neben den Schlägen jener Uhr, deren Zifferblatt auf den Stand der höhern

Politik, der Börse und der verwickelten Interessen zeigt, hört man tausende von kleinen Genfer Uhren picken, Herzen, welche die Reihenfolge der kleinen Freuden und Leiden des Lebens, wie wir sie nur in isolirten Sphären zu sehen gewohnt sind, nicht weniger methodisch durchmachen. **Jules Janin,** mit seinen naiven Erfindungen, **Michel Raymond,** mit seinen Werkstatterzählungen, keiner der Autoren, die sich würden die Ehre rauben lassen, etwas Anders zu sein als Pariser, geben dennoch Empfindungen und Situationen wieder, von denen wir immer behaupten würden, daß man sie nicht haben kann, ohne auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt zu wohnen.

Balzac ist der glücklichste Beobachter; seine Sehkraft durchdringt alle Regionen der Pariser Existenz. Er anatomirt diesen großen Cultus, dem sich Paris opfert und von dem man kaum weiß, ob er blos der Cultus der Mode

oder der des Geldes ist. Das Geld ist der revolutionäre Grundsatz unseres Jahrhunderts. Das Geld reißt die Schranken der Privilegien nieder und führt eine neue Rangordnung der Stände ein. Wie laufen die Interessen in einander, wo es sich um das Umsatzmittel der Bedürfnisse und der Waaren handelt! **Balzac** ist der Dichter des Geldes, einer neuen Maschinerie, die ihre Wunder hat, so gut wie das alte Epos. Wäre der Pariser geizig, käme seine Geldbegierde nur darauf zurück, Silber und Gold in seinen Truhen zu haben, so würde die Poesie wenig Vortheile von seinem Gottesdienste ziehen. Aber der Pariser liebt das Geld nur, um sich Nichts zu versagen, und um mit den Reichthümern Andrer zu wetteifern, er sammelt das Geld immer, um es zu seinem Vergnügen auszugeben, und um den Schmerz nicht zu haben, in einer Stadt, welche Alles bietet, leben zu müssen, und doch nach Nichts greifen zu

dürfen. Darum ist mit dem Gelde in Paris so viel poetische Abwechslung verknüpft, und die Erfindungen **Balzac's** können nicht ermüden. —

Man ist gewohnt, eine Auffassung des Pariser Lebens, wie sie **Balzac** gibt, nicht mehr anerkennen zu wollen. Man hat sich dazu bestimmen lassen, weil es heißt, die Franzosen seien ernst, schweigsam, nüchtern und tugendhaft geworden seit den großen Ereignissen, welche so viel Blut gekostet haben. Man spricht von einer Verwechslung der Gegenwart mit einem verflossenen Zeitalter, dessen Frivolität die alte französische Literatur liebreizend genug geschildert hat. Aber selbst wenn man eingestehen wollte, daß in Frankreich jemals die Freiheit der Sitten aufgehört hat, wenn man läugnen wollte, daß mitten unter den Schrecken der Revolution der Leichtsinn seine rosigen Triumphe feierte; so scheint doch im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Friede

der Nation keine Beschäftigung gibt, Alles wieder in Paris reif zu sein zu einer Laxität der Sitten, welche die alte übertreffen würde, wenn nicht die politische Frage noch immer etwas Wermuth in die Becher der Lust mischte. Der alte Adel, der neue bonapartistische, die Aristokratie des Geldes, welche sich in dem Königthume Louis Philipps sonnt; dies sind die drei Faktoren der jetzigen Pariser Gesellschaft, welche unter einander wetteifern und es nicht können, ohne sich im Luxus und in eigenthümlicher Bestimmung der Fashion zu überbieten. Welch' ein Raum bleibt hier, nicht blos den Erfindungen, sondern schon der nackten Auffassung des Künstlers! **Balzac** weiß ihn meisterhaft zu benutzen.

Eugene Sue hat in Atar-Gull eine Verwickelung von Situationen geschildert, deren Grausamkeit selbst den

französischen Nerven unerträglich war. Man hat in Frankreich gewiß die Hälfte von Dem, was wir gegen ihn erinnern würden, gegen den Dichter vorgebracht; aber das ist schon immer zu viel. Dieser Roman ist eine so ausgezeichnete Erscheinung, daß wir Deutschland Glück wünschen würden, wenn es etwas Aehnliches hervorzubringen im Stande wäre. Es ist wahr, noch nie ist mit dem Menschenleben ein solches Würfelspiel getrieben, wie hier, noch nie hat man so rücksichtslos des Mitleids, der Menschlichkeit und jeder erbarmenden Empfindung gespottet, aber was läßt sich thun? Soll man einen Sklavenhändler und Seeräuber sentimentale Deklamationen vortragen lassen? Sollen denn immer die Stricke, an denen uns durch die Erzählung liebgewordene Personen plötzlich zu baumeln kommen, durch einen Theatercoup wieder abgeschnitten werden? Soll man in einem Lande, wo auf hundert Mücken ein Boa

Constriktor kommt, nicht von einer Schlange können gebissen werden? Und sollen unserer Nerven wegen etwa diese Schlangen keine tödtlichen Giftzähne haben? Soll endlich ein Neger solche Gefühle hegen, als sei er in einer Pension unter jungen Mädchen erzogen, oder als habe er die Romane der **Delphine Gay** in den ästhetischen Soiréen der aristokratischen Damen vom Faubourg St. Germain vorlesen hören? Nein, diese Grausamkeit ist herrlich, weil sie den Charakteren entspricht; diese Todtschläge sind köstlich, weil sie in den Umständen liegen! Hieher tretet, und lernt die Farben kennen, die man von der Natur borgen muß!

Dasjenige, was an **Eugene Sue** am Meisten beleidigte, war auch weniger seine Grausamkeit als seine Moral. Die Erfindungen dieser feurigen Phantasie pflegen nämlich immer darauf zurückzukommen, daß die Tugend übervortheilt,

und das Laster noch dazu belohnt wird. Die leidenschaftlichsten und grausamsten Charaktere erhalten bei ihm den Tugendpreis des Herrn von Montjyon, und die verstecktesten Verbrecher sterben mit lächelnder Miene, das Kreuz des Erlösers an ihre Lippen drückend, und in den Mienen der Umstehenden schon selig gesprochen. Diese bittre Ironie wirkt aber wie der Magensaft auf **Eugene Sue's** Romane, unterstüzt die organische Verarbeitung seiner mannichfachen Ingredienzen, und läßt in dem Leser, wenn auch gereizte, doch immer starke, nie ermattete kräftige Empfindungen zurück.

Jules Janin, die personifizirte Munterkeit, Naivität und Geschwätzigkeit, scheint nicht, wie es herkömmlich ist, mit drei Fingern zu schreiben, sondern mit allen, ja mit beiden Händen, mit Händen und Füßen, jedes Glied

ist in Bewegung und extemporirt. **Janin** gehört nicht unter jene Autoren, unter welchen wir **Balzac** und **Sue** hervorgehoben haben: er ist versöhnend, vermittelnd, kann kein Blut sehen, und mußte das Gräßliche, womit er in seiner Laufbahn begonnen, fortzusetzen unterlassen. **Janin** ist eine ganz ländliche idyllische Natur, obschon in Ton und Haltung Pariser von der neuesten Mode; er trägt sein Veilchen im schwarzen Frak, wie **Heine**, aber ohne Koketterie, ohne die Leute damit ärgern zu wollen, sondern um sie zu erfreuen, um sie besser und glücklicher zu machen. **Janin** hat eine glänzende Mission in der französischen Literatur: der Politik, dem Salon, der Börse gegenüber, vertritt er die Rechte der Nachtigall; er besizt den Muth, im Boudoir einer geistreichen und patronisirenden Dame von den kleinen Fensterscheiben der Dorfhütten, vom Blöken der Kühe und der Wonne des Abendläutens zu sprechen.

Er nennt die Campagne oft langweilig, er bespöttelt ihren Geruch und ihre Molkenkuren; aber er vertheidigt sie dem nüchternen Pflastertritt von Paris gegenüber.

Janin leidet an einer fixen Idee; — das achtzehnte Jahrhundert. **Janin** herzt und küßt das achtzehnte Jahrhundert, dies Zeitalter Ludwigs XIV. und der Regentschaft mit seinen Frisuren und Schönpflästerchen, mit seinen hohen Absätzen, mit seinen Decenten, mit seinen menuettirenden Leidenschaften und seinen anständigen Schriftstellerinnen. **Janin** hat darin Aehnlichkeit mit Herrn **von Sternberg**, der euch die Zerissenen und Lessing geschrieben hat. Denn man sagt von Beiden, daß sie über die Abschaffung des Puders weinen können.

Die englische Literatur leidet gegenwärtig an einer entsetzlichen Breite und Monotonie. Das Genre, in welchem

sie arbeitet, ist so einfach, und die Bearbeitung desselben so unersättlich; jeder literarische Charakter tritt sich mit einer fürchterlichen Redseligkeit breit, und jeder neue Spekulant, der das Interesse des Publikums erobern will, versucht es nicht durch Das, was noch nicht da gewesen ist, sondern durch Das, was Alle kennen und so gern haben. Die erste Erfindung ist gewiß immer genial und originell; aber dann nimmt der Autor ein Patent darauf und fabrizirt wie **Bulwer**, Marryat, die Trollope ins Gelag hinein, ohne aufzuhören.

Dazu kommt, daß die gegenwärtige englische Literatur nur so viel ist, wie eine gewisse dilettantische Fertigkeit. Ihr Inhalt besteht weder in Ideen, noch in Charakteren, solchen, die sie schildern und solchen, die sie zu behaupten wüßten, sondern in einer vaguen Ausdehnung und Verzettelung einer einmal ergriffenen Manier, wo sich die eine

von der andern durch Nichts unterscheidet. Die englische Literatur ist immer auf Reisen begriffen, aus den Itinerären macht sie Romane, und wo man in Deutschland, Frankreich und England hinsieht, stößt man auf Engländer, die nur noch reisen, um Bücher zu machen.

Der italienischen Literatur beim ersten Blicke viel zuzutrauen, fehlt es uns an den rechten Maßstäben für die Beurtheilung der Italiener selbst. Wir haben von ihnen noch immer eine geringschätzende Meinung, ja ich möchte fast sagen, es überrascht uns, einen Italiener in moralischen Empfindungen anzutreffen, wie wir sie nur an uns und den andern Nationen gewohnt sind. Die Italiener scheinen uns so sehr herausgerückt aus der inneren warmen Existenz und dem bürgerlichen Selbstgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier bestände eine ganze Nation aus Nichts als

Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft auch immer nur wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er gerade für den heutigen Tag braucht. Allein dies ist eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte. Auch die Italiener haben ein eigenthümliches Leben seitwärts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Imputation, so gut wie die anderen Nationen, welche nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die italienische Literatur schwankt zwischen der kalten Classicität **Alfieri's** und den historischen Romanen **Manzoni's**. Für jene hat sich **Silvio Pellico**

ausgesprochen, für diese mancherlei Namen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, **Rossini, Grosse** u. A. Der italienische Charakter verräth sich aber in ihnen auf keiner Seite; dahin gehört besonders die große Rolle, welche in ihnen die Canaille spielt; oft glaubt man in einem Familienwesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt, und ohne entsetzliches Geschrei kein Wort gesprochen werden kann; die Diener mischen sich unverschämt in Alles ein, fassen gierig nach goldnen Ketten, wenn sie ihnen geschenkt werden, und bücken sich demüthigst, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, oder als Zugabe eine Tracht Schläge zu bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht dieser Romane; die ganze Eitelkeit der Italiener entfaltet sich in dem Auseinanderlegen der gold- und edelsteingestickten Drapperie derselben. Jedes Roß, das zum Turniren kommt, wird mit seinen

Federn und Schabracken beschrieben, überall, wo es geht, wird die Darstellung prahlen und den Mund voll nehmen. Zulezt endlich herrscht in diesen Romanen noch jenes eigenthümliche Lamentoso, womit die Italiener jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es ist ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ein Ach und Weh, das mich immer auf jene kleinen talienischen Winkeltheater versezt hat, wo die drolligsten Stücke von **Scribe** und **Kotzebue** mit den weinerlichsten Geberden heruntergespielt wurden.

In der russischen Literatur regt es sich jezt mit Eifer und Lebendigkeit; doch wird es schwer fallen, daß sie so bald eine europäische Popularität gewinne. Die Ideen, in welchen sie sich bewegt, sind uns nicht fremd. Vaterlandsliebe, Begeisterung für einen jungen und doch glänzenden

Ruhm, der Stolz auf mannichfache nationale Vorzüge, können in der Dichtkunst niemals ihre Wirkung verfehlen, und dennoch mangelt dieser Literatur Etwas, das ihr allein die Achtung in der gebildeten Welt zu sichern vermag. Die Vaterlandsliebe darf sich nie auf Kosten der Gerechtigkeit geltend machen, die Freude des Dieners, der sich um seinen Herrn verdient macht, und diesem die Rechtfertigung seiner blinden Thaten überläßt, ist eines freien Geistes unwürdig; erst die Unabhängkeit der eigenen Meinung ist es, die die Anhänglichkeit an eine fremde wirksam und rührend macht. Die Einseitigkeit in literarischen und historischen Ansichten wird man dabei nicht einmal den Autoren allein beimessen dürfen, sondern sie einer Literatur zu Gute halten, die nach der Meinung des übrigen Europa nur unter den ungünstigsten Verhältnissen sich entwickelt, der es an der rechten Lebensluft fehlt, und die noch lange wird ringen

müssen, ehe sie zu einem unabhängigen Gesichtspunkte gelangt.

Der größte Vorzug der jetzigen russischen Literatur besteht in ihren lebenvollen Sittenschilderungen; sie hat darin sehr viel Nachahmungstalent bewiesen, besonders ersezt den Mangel an Phantasie die feine Auffassung russischer Charaktere. Sie zeigte uns, daß des Russen durchgreifende Natur die Gutmüthigkeit ist. Der Russe ist geschäftig, sorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er ist so gutmüthig, daß er sich oft betrügen läßt, sein Gehorsam ist ihm eine Pflicht, die ihm nicht die politische Nothwendigkeit, sondern die Religion, und die derselben befreundete Sitte auflegt, und der er ohne Starrsinn dient.

Die russische Literatur liefert bis jezt nur noch Probestücke, Capricen des Talentes, das beweisen will, es könne seine Sache so gut machen, wie der Andere. Diese Literatur

ist ein Luxus, es fehlt ihr die populäre Grundlage, und sie wird dieselbe schwerlich bekommen, wenn sie sich nicht mit Ideen und mancherlei tieferen Bezügen schwängert; es fehlt dieser Literatur noch ein gewissermaßen dialektisches und paränetisches Element. Ich habe nur einen einzigen Zug entdecken können, wo sich der Autor dem großen Ganzen seiner Nation gegenüber denkt, und der die Dichtung als Hebel des inneren Menschen zu brauchen sucht, dies ist **Saogoskin's** Polemik gegen einen Fehler des russischen Charakters, den er eine übertriebene Bescheidenheit nennt. Er tadelt es nämlich, daß sich der Krieger selbst nach den glänzendsten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derselben zuschreibt, und die Freude des Sieges immer rasch bei ihm verflogen ist.

Ist dies jedoch eine Thatsache, so kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Russen finden. Wer

sich nur als das Werkzeug eines fremden Willens fühlt, ist nicht gewohnt, sich selbst die Früchte seiner Anstrengungen zuzuschreiben. Man ist brav genug, sein Möglichstes zu thun, wird sich aber dabei niemals über den Gewinn freuen, wenn man ihn zu seinem eigenen Vortheile nicht verwenden kann.

Biographie.

I.

Jens Baggesen.

Die Bildungselemente **Jens Baggesen's** waren die Alten und **Kant**. Daher seine Verehrung des **Wieland**'schen Geistes, seine Bewunderung der **Voß**'schen Technik, sein bis zur Andacht gesteigerter Enthusiasmus für die kritische Philosophie.

Baggesen hat weder für die deutsche, noch die dänische Literatur etwas Positives geleistet; er gestand selbst, daß seine schriftstellerische Thätigkeit eine Zwangsarbeit war, und sprach von ihr nie anders, als mit einem peccavi. Doch war er ein feiner muthiger Kopf, dem nur Eines zu fehlen schien, die Männlichkeit. Man kann **Baggesen** einen scharfsichtigen Beobachter, glänzenden Redner, gründlichen Denker, zärtlichen Gatten, liebevollen Vater, theilnehmenden Freund, aber keinen Mann nennen. Er stand den Eindrücken der edelsten Art offen, wußte Liebe und Achtung eben so wohl zu empfinden, als selbst zu empfangen — (das Leztere wird immer schwerer sein, weil mehr Kunst dazu gehört) — er gab sich den erhabensten Zwecken mit vollem Eifer hin, doch fehlte ihm jener männliche Ernst, der des Augenblickes mächtig ist, um die Zukunft Eigenthum zu nennen, jenes nil admirari, das in den

Wonnen des Entzückens mehr findet, als den Kitzel der Einbildungskraft.

Als ein schwankender und in Extremen sich bewegender Charakter besaß **Baggesen** sehr viele Eigenschaften nicht, die man an ihm zu finden glaubte; die wenigen, die er wirklich sein nennen mochte, sah man entweder nicht, oder glaubte ihrer nicht zu bedürfen. Er war begeistert für die Idee der Menschheit, für **Kant's** unsterbliche Entdeckungen, für die erhabene Sache der Revolution; aber dies war bei ihm keine tiefe, dynamische Lebensenergie, sondern ein Curiosum, das die hohen Kreise unterhielt, in welchen er sich bewegte. Ohne es zu wissen, spielte er die lustige Rolle eines Hofdemagogen. Die Prinzen, Minister und Grafen vergaben ihm seinen Demokratismus, weil er ein angenehmer, witziger Gesellschafter war, ihren Frauen artig vorlas, und ihnen Gelegenheit gab, die literarischen Berühmtheiten

der damaligen Zeit durch seine Vermittlung brieflich und persönlich kennen zu lernen.

Ist uns von seinen Söhnen nicht die Herausgabe des handschriftlichen reichhaltigen Nachlasses versprochen worden?

II.

Johann Benjamin Erhard.

Wenn die Menschen lieber geachtet und geehrt sein möchten als geliebt, so würden wir weniger Philosophen und mehr Weise haben. Weil man lieber mit den Herzen als mit den Köpfen der Leute im Verkehr steht, so hütet sich der Philosoph, seine Lehren auch in den inneren Organismus seines Lebens aufzunehmen. Der Satz vom kategorischen Imperativ wird Niemanden finden, den er nicht zur

Verehrung seines Entdeckers gezwungen hätte; aber ein verkörperter Imperativ, eine Persönlichkeit, die nichts als Gesetz und praktische Vernunft ist, erscheint nur den Wenigsten liebenswürdig. So ging es dem Philosophen und Arzte **Johann Benjamin Erhard.**

Die von **Varnhagen von Ense** herausgegebenen Denkwürdigkeiten desselben, geben uns sowohl einen Begriff des unglaublichsten Stoicismus, wie der eigenthümlichen Berührung, in die ein solcher mit seiner Umgebung kommen muß.

Hätte **Erhard** gewußt, daß sich eine Welt schaffen ließ, die besser wäre, als die vorhandene; er würde sich wohl die Kraft zugetraut haben, sie zu schaffen. Wer war dieser Mann, der von seinem Willen eine so hohe Meinung hatte?

Erhard war nach dem Anstiften seines in Nürnberg

angesessenen Vaters nicht für die Wissenschaft bestimmt, er betrieb das väterliche Gewerbe, und widmete die Stunden der Muse der Beschäftigung mit philosophischen und mathematischen und in deren Verständniß einschlagenden Disciplinen. Seine Begeisterung für Philosophie ist so groß, als der moralische Stolz, da er seinen Gegenstand bezwungen glaubte. Thränen der höchsten Wonne stürzten ihm auf **Kant's** Kritik der praktischen Vernunft, die er nach seinen Studien über **Wolf** und den mathematisirenden **Lambert** zu Gesichte bekam. Hier lernte er, daß er Belohnung und Strafe für seine Handlungen nur von sich selbst zu erwarten habe, er erkennt keinen Richter außer sich selbst, und Gott sei kein Stümper, der an ihm noch Etwas nachzuflicken fände. Sein ganzes Leben ist eine Hymne auf die Autonomie der Vernunft. Er erkannte den Werth des Menschen nicht eher an, bis er zu dieser Selbstbestimmung das

Bewußtsein seiner Würde gesteigert hatte. So schwärmt er, ein ächtes Kind seiner Zeit, die in die nüchternste, schalste Wirklichkeit sich ausgeflacht hatte, für das Ideal der Menschheit, lebt, wie Marquis Posa bei **Schiller**, nicht ein Bürger dieses Jahrhunderts, sondern derer, die noch kommen werden. Sein Sinnen und Denken geht auf Errichtung allgemeiner Menschenbündnisse zur Erreichung dieses hohen Ziels.

Bei Männern mochte es ihm nicht gelingen, darum zog er die Weiber in sein Interesse. Bald scheint ihm Jungfer H. jene Anlagen zu besitzen, die zur vernunftgemäßen Leitung aller Wünsche und Begierden brauchbar sind, bald, wenn sich diese über die philosophische Erziehung in ihren Geistesbildner unvermerkt verliebt hat, Jungfer K., bald eine Andere, so in Nürnberg das ganze Alphabet durch. Ja noch mehr! Noch in seinem zweiundzwanzigsten Jahre

errichtet er, in der Voraussetzung, daß Pfaffheit und Verfolgungsgeist auf der einen, Aberwitz und Charletanerie auf der andern Seite sich in das Regiment der Welt getheilt haben, und zumal durch Weiber, bei denen freilich der Aberglaube immer ihre beste Pflanzschule gefunden hat, ihre Herrschaft zu gründen suchen, errichtet er in Gedanken, nicht ohne Aussicht auf endliche Ausführung, einen Bund unter Frauenzimmern auf Leben und Tod. Für die eigentlich esoterisch Eingeweihten verlangt er aus folgenden Stücken bestehende Aufklärung: 1) Freiheitssinn und Weltkenntniß; 2) für Nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medizin, wie man es an unserm Geschlecht erwartet, besonders aber Kenntniß der kosmetischen Mittel. Eine zweite Klasse brauchte nur bis zur natürlichen Religion aufgeklärt zu sein, auch würde man ihnen Kosmetika entdecken. Für die folgenden, bis auf fünf herabgeführten

Klassen verlange man immer nur Vorbereitung für die nächst vorangehende: in die lezte Klasse brächte man leichtsinnige und abergläubische Personen.

Mit der Liebe ging es dem jungen **Erhard** immer so, wie den meisten jungen Leuten, daß sie nicht die Geliebte, sondern die Liebe lieben. Die Verhältnisse, die er mit Frauenzimmern bald anknüpfte, bald abbrach, waren eigentlich Experimentalerotik, wie man sie nennen könnte. Erst gab ihm die Liebe Gelegenheit, sich in schriftlichen Aufsätzen zu üben, dann einen praktischen Kursus der Philosophie zu eröffnen. Die Tugend der Nürnbergerinnen wollte er nicht auf Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Er will die Liebe seiner Wilhelmine prüfen, und nimmt sich vor, sie auf drei Wochen weder zu sehen, noch an sie zu schreiben, er will beobachten, welche Leidenschaften dies in ihr erregen wird; sind es Eifersucht und Unwillen, so wollte

er sie verlassen, hält sie aber mit Sanftmuth aus, nun so wird er sie wieder lieben können. „Wehe mir, schreibt er an dieselbe Wilhelmine, wenn mein Herz nicht der Menschheit, sondern einem Mädchen angehörte; es war nur Dein, weil ich in Dir die Würde der Menschheit ehrte!“

Erhard studirte als Autodidakt in Würzburg Medizin, und promovirte noch vor dem Ablauf der gewöhnlichen Studienjahre in Altdorf. Seine Neigung entschied sich aber in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen noch lange immer für das Feld der abstrakten Philosophie und theoretischen Gesetzgebung. Erst nach den erneuten Aufforderungen seiner Freunde, eine seinen Fähigkeiten so sehr zusagende Wissenschaft nicht zu vernachlässigen, nachdem er überdies eine medizinische Anstellung in Berlin erhalten hatte, verfolgte er die Arzneikunde mit lebhafterem Eifer, wurde mit **Röschlaub** ein unermüdlicher Vertheidiger des

Brownianismus, in welchem Streben er selbst von seinem Meister **Kant** theilweise Billigung erhielt.

Inzwischen ging die weitere Vollendung der Philosophie an ihm wie unverständliche Barbarei vorüber. Gegen **Jacobi** war er schon früh versucht zu schreiben, **Fichte** mit den Satzkapriolen des setzenden Ichs mußte ihm, der schon das Denken nicht anders dachte, als eine Erfahrung, sonderbar vorkommen, und als eine totale Verirrung, wenn dieser aller Erfahrung die Realität streitig machte. Die Naturphilosophie war ihm, einem empirischen Arzte, eine Träumerei, ihre Terminologie Tollhaussprache. Das lezte Urtheil über Fragen der Zeit, das in diesen von **Varnhagen** mitgetheilten Briefen gefällt wird, ist über die griechische Sache. Er wolle die Mode mitmachen, sagt er, da man von kultivirten Leuten verlange, Griechenfreund zu sein, doch so viel wisse er, die Griechen seien an ihrem

Schicksale selbst Schuld gewesen; **hätten sie im zwölften Jahrhundert** statt der Klöster **Schulen** angelegt, und die Aufklärung statt des Aberglaubens befördert, so würden sie nie unter die Herrschaft der Türken gerathen sein.

Aeußerst wohl thun in diesen Briefen die Bekenntnisse einiger Freunde und Freundinnen, welch einen milden, segensreichen Einfluß die Schriften **Jean Paul's** auf sie gemacht hätten. In diesen matten Tagen, wo so wenig frische Lebensquellen sprudelten, und die meisten aus ihren reizenden Kämpfen um die Verwirklichung eines höhern Ideals nur desto tiefer in die trostlose Leere des Daseins zurücksanken, erscheinen ihnen jene Bilder wie Erquickung, und sie fühlen sich menschlich berührt durch die milden Gestalten der **Jean Paul**'schen Phantasie. Männern, wie **Herbert**, dem die Sehnsucht nach dem Ende dieses Lebens so zur Leidenschaft wurde, daß er es durch freiwilligen

Tod beschleunigte, auf dem der Jammer der unbefriedigten Wissenslust seiner Zeit wie starrer, kalter Winter lastete, laben sich an jenes Mannes stiller, glückseliger Welt, und fühlen sich stark genug, gegen **Erhard's** kalte Verketzerung ihren Tröster zu vertheidigen. **Erhard** war in den lezten Tagen seines Lebens in ganz Berlin als ein Sonderling bekannt, mit dem sich nur höchst bedenklich umgehen ließ.

III.

Hamann und Jacobi.

Man hat **Hamann** einen Pan genannt, wie Sokrates von Alcibiades mit ähnlichem Vergleich belegt wurde. Es ist bekannt, daß die spätern Griechen zwei Auffassungen dieser Gottheit unterschieden, eine mystische und eine mythologische. **Hamann** entsprach beiden. Er war ein Pan

(All) voll innrer Harmonie, aber in seiner äußern Erscheinung Nichts als Dissonanz und Anomalie, Sturm, Ungewitter, Sonnenschein. Wem ist nicht seine Spruchweisheit, seine sibyllinische Weissagung, sein eifernder Dogmatismus bekannt geworden? Im mythologischen Sinne war er ein naiver, impurer, ironischer Pan, Sokrates Ebenbild. Das Christenthum war für ihn die höchste Idee. Vor seinen ungläubigen Zeitgenossen bekannte er sich zu ihm mit Freimuth und Rücksichtslosigkeit. Wenn er den Einen eine Thorheit war, so mußte er den Andern ein Aergerniß werden. Eine solche Aufnahme war für ihn nur erhebend, sie war sein Stolz; denn er wußte wohl, wem ein solcher Mißverstand in gleicher Weise begegnet war, Christo. **Göthe** und **Herder** haben das Verdienst, auf den einsamen nordischen Magus hingewiesen, und seine Erscheinung als eine im Ganzen und Großen zu erfassende bezeichnet zu haben.

Die Art, wie sie es Beide thaten, ist für sie selbst sehr charakteristisch. **Göthe** erklärte ihn, gegen die Geschichte des Tags genommen, für eine unaufgelöste Dissonanz, in sich selbst aber sei sein Innerstes auf die gegenseitige Wechselbedingung aller vereinzelten Kräfte begründet gewesen. Man sieht, er hielt ihn für ein Kunstwerk. **Herder** zog das Geistreiche **Hamann's** an, seine bunte Naturfülle und Mannichfaltigkeit. Die Schaale, das wirre Gewebe von Kernsprüchen und Wortblumen, die wie Perlen ohne innern Zusammenhang bei **Hamann** an einander gereiht sind, scheint sein eignes Bedürfniß am meisten befriedigt zu haben.

Hamann stand über seiner Zeit, **Jacobi** unter dem Einflusse der seinigen. Was hinderte ihn, die philosophische Bildung derselben als sein vollständiges Eigenthum aufzuweisen? Er übertraf seine Zeitgenossen an Scharfsinn und Gedankentiefe; aber unaufhörlich trieb es ihn aus dem

Mittelpunkte, indem sich Andre beruhigten, wieder heraus. Daher ist seine Philosophie centrifugal, in beständiger Entsagung begriffen. Was so eben das Resultat der scharfsinnigsten Denkoperation war, was nun in vollkommener Klarheit seinen Wissenstrieb befriedigte; das stand ihm bald wieder in unerreichter Ferne, das alte Mühen nimmt wieder seinen Anfang, das ewige: Gib mir, da ich stehen mag! Daher das Christenthum sein leztes Asyl. Die Art und Kunst **Jakobi's** kann man eine Dialektik des Gemüths nennen, ich meine den Mangel alles Systems, das Fragmentarische des Geistreichen, das **Jean Paul** im Interesse der Poesie so unerreichbar verfolgte. Nicht nur innerlich waren diese beiden Geister verwandt, sondern sie kamen auch äußerlich durch einen interessanten, vor einiger Zeit erschienenen Briefwechsel in mannichfache Berührung.

IV.

Thümmel.

Thümmel gehört zu einer Gattung von Schriftstellern, die jezt ausgestorben ist, zu den liebenswürdigen. Welche Zwecke suchen heute die Autoren zu erreichen! Sie wollen die Phantasie ihrer Leser mit einer schauernden Gänsehaut überziehen; sie hüllen das Publikum in ihre tollen Erfindungen ein, und stürzen vom Nordpol zum Südpol, um in demselben Augenblicke schon wieder beim Aequator zu sein. Sie steigen, wenn sie Pedanten sind, auf die Gipfel der Alpen, man lauscht, welche Worte sie ihren Entzückungen geben werden, und sie ziehen **Kant's** Kategorientafel aus der Tasche, und beweisen uns, daß bei der Naturbetrachtung die dritte der höhern Seelenkräfte zweiter Ordnung angestrengt werde. Es gibt Schriftsteller, die sich im

lezten Kapitel ihrer Werke der Unsterblichkeit empfehlen, und im ersten dem Publikum Grobheiten sagen, wie sie sonst unerhört waren. Ja vor Kurzem hat ein französischer Humorist erklärt, seine Absicht sei, der Leser solle sechsmal seine grausamen verrückten Schilderungen wegwerfen, und sie das siebentemal doch wieder vornehmen. Das sind unsere Zeitgenossen.

Glückselige Vergangenheit! Unsere Väter erholten sich, wenn sie im Meßkatalog die drei, vier Seiten der neu erschienenen Unterhaltungsschriften mit ihren schäkernden, spaßhaften Titeln durchliefen, und wenn sie dann einen bei den Gebrüdern Jacobäern oder bei Fritschen herausgekommenen Roman zur Hand nahmen, so floß ihnen die Zeit wie ein Strom hin und sie verdauten noch einmal so gut. Dieser anmuthige, freundliche Verkehr mit dem Publikum ist jezt außer Mode gekommen. Man will bewundert,

nicht geliebt sein. Das Genie kennt keine Regel, als seine eigenen Sprünge; diese gelten für die Gesetze der Schönheit. Wer stiege noch herab in die kleine Welt der kleinen Leidenschaften, der gutmüthigen Wünsche, der bescheidenen Triebe! Wer vermöchte von der Liebe noch zu sprechen, wie von einer Erfahrung, die unser Herz alle Tage macht, von der Liebe, die in den Köpfen unserer heutigen Autoren eine Fabel geworden ist, die man am tiefsinnigsten zu erklären glaubt, wenn man sie mit der Entsagung enden läßt! Wer getraute sich noch die Räthsel des Platonischen Dreiecks auf die einfachste Art zu lösen, und von gewissen Begierden menschlich zu reden, über die die Faust's und die modernen Don Juan's so viel Göttliches gefaselt haben! Ueber den Musen hat man die Grazien vergessen.

Thümmel und **Wieland** haben allerdings auch in

ihrer Art eine Manier veranlaßt. Die schalkhaften Streiche des kleinen Liebesgotts haben sich später so in's Unendliche gehäuft, daß man kaum noch über sie lachen konnte. Die Poesie der Strumpfbänder und der Nachthauben, die Intriguen hinter der Gardine, die komischen Ehestandsscenen, die unschuldigen Ehebrüche en miniature, wie lange konnten sie allerliebst bleiben? Die **Prätzel**, die **Laun**, die **Langbein** mit ihren grotesken Abenteuern, ihren vom Bock gestoßenen Pastoren, diesem ewigen: Jungfer Lieschen, weißt du was, komm mit mir in's grüne Gras! wurden auf die Länge unausstehlich fad. Die Grazie und Anmuth eines **Wieland** sind in diesem Bereiche später so unerreicht geblieben, als der Witz und die geistreiche Laune **Thümmels**.

Thümmels bürgerliche Stellung, die ihn bekanntlich in die nächsten Berührungen mit höchsten und allerhöchsten Personen brachte, war für den Charakter seiner Muse

entscheidend. In einer noch so auffallenden Barbarei der deutschen Literatur, wie sie theilweise das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte, bedurfte es der seltensten Verhältnisse, um zu einer so ausgezeichneten Meisterschaft zu gelangen, wie sie in **Thümmels** Lebensansicht und Ausdrucksweise unbestreitbar ist. Diese Einflüsse seiner Erziehung und seines Umgangs waren es auch, die sich bei **Thümmel** mit einer fröhlichen, heitern Laune gesellten, wie sie allein ein Geschenk der Natur sein konnte. **Thümmel** überrascht uns durch seine Kenntniß der fremden Literatur eben so sehr, wie durch seine Beobachtungsgabe, die immer die Folge einer sorgenlosen Erziehung und Lebensweise sein wird. Wie schwer wird es den Schriftstellern jener Periode, sich von den lästigen Einflüssen ihrer Herkunft und ihrer bürgerlichen Lage zu befreien! Bei den Flügen ihrer Phantasie klebt ihnen immer noch etwas Tellurisches an den

Füßen, sie zupfen sich verlegen an den Manschetten, wenn sie in den Tempel der Musen treten, und können bei allen Gerichten, die sie, an die Tafel der Himmlischen gezogen, genießen sollen, einen hartnäckigen Beigeschmack von Kartoffeln in ihrem Gaumen nicht überwinden. Das sind Unbequemlichkeiten, von denen man sich in jener Zeit nicht leicht befreien konnte, und die nur den nicht störten, dem die Vortheile eines höhern Standes zu Nutze kamen. **Thümmel** war ein Bevorrechteter, aber seine vorurtheilsfreie Einsicht verhinderte ihn, darauf stolz zu sein. **Thümmel** war in gewissem Sinne Aristokrat, wenn man sich dieses Ausdrucks vor der Revolution bedienen darf, aber er stand ganz auf der Höhe, die Schwächen der höhern Stände zu beobachten, und besaß den für jene Zeiten seltenen Muth, diese mit oft herbem Spott aufzudecken. Seine geistreiche Wilhelmine ist der beißendste Spott auf die

damaligen Höfe mit ihren Maitressen, Intriguen, Festivitäten, Kammerherren, Hofmarschallen. Er zeigt uns die komische Seite davon, während **Schiller** in Kabale und Liebe die tragische zeigt. Auf diesem politischen Gebiete wird **Thümmel** zuweilen bitter. Sonst liebt er zu spielen; sein Humor kämpft nur mit den leichtesten Waffen. Er wirft so viel Blumen über den Gegner, bis dieser erstickt. Wenn **Thümmel** anfängt, sich lustig zu machen, so ist es gewöhnlich über sich selbst. Er nennt seine Satyre einen Hund, der von der Kette gelassen, seinem Herrn zuerst in das Bein fährt.

Die Inokulation der Liebe ist ein Scherz in dieser anmuthigen, verblümten Manier, die später so viele ungeschickte Nachahmer gefunden hat. Auch hier, wie überall bei **Thümmel**, wird das bewußtlose, naive Pflücken und Kosten der verbotenen Frucht mit unübertroffenem Reize

geschildert. Eben so einfach ist die Situation in **Thümmels** berühmter Wilhelmine. In diesem durch den geschmackvollsten Styl ausgezeichneten prosaischen Heldengedichte herrscht dieselbe Diskretion des Stillschweigens, derselbe Zauber der Mäßigung in Verhältnissen, die um so anziehender sind, je weniger man ihre nackte Wahrheit aufdeckt. Nichts kann jene Zeit, wo man durch die Schürze der gutsherrlichen Kammerzofe zu einer Pfarre und zur Superintendur gelangen mußte, mehr veranschaulichen, als dies Meisterstück der komischen Muse, das durch die Affektation der Homer'schen Erhabenheit einen blendenden Effekt macht.

Thümmels Hauptwerk ist die Reise in Frankreichs mittägliche Gegenden, die Reise eines Hypochonders, eines schlechten Verdauers, der sich und seine Laune und seinen Magen durch die Sonne und die Weine und die Mädchen Frankreichs heilen will. Hier hat **Thümmel** alle Schleusen

seines reichen Geistes geöffnet. Feine Bemerkungen über die Sitten der Zeit, Schilderungen reizender Gegenden und gefälliger Charaktere wechseln mit den anziehendsten Episoden ab, mit satyrischen und verliebten Passagen, mit den drolligen Abenteuern, die ihm entweder wirklich begegnet sind, oder die er mit erfinderischer Kunst ersonnen hat. Ich habe bei diesem Kleinode unserer Literatur nur zwei Wünsche niemals unterdrücken können, den einen um eine größere Kürze gegen das Ende hin, und den andern um Gerechtigkeit gegen sich selbst und das reizendste Geschöpf seiner Phantasie, gegen Klärchen von Avignon. Unsre Neueren sind noch alle an der Aufgabe, die weibliche Unschuld zu schildern, gescheitert, einer Anfgabe, die der unkeusche **Thümmel** durch die Darstellung seines Aufenthalts in Avignon längst gelös't hat. Klärchen, das katholisch-fromme Klärchen, dessen höchste Wonne das

Strumpfband der Mutter Gottes, ein Auktionsstück, ist, dürfte unter allen von der Phantasie eines Dichters gebornen weiblichen Wesen das einzige sein, dem gegründete Rechte auf die Myrtenkrone der Unschuld zustehen. Warum hat **Thümmel** an diesen kindlichen Engel, den er mit lüsterner Verführung umflattert, selbst nicht glauben wollen? Warum hat er diesen himmlischen Zauber zerstört und aus Dem Verstellung gemacht, was ein Triumph der reinsten Natur war? Dieser Mißgriff hat sich an dem Dichter gerächt. Die Reise verliert ihr Interesse, nachdem Klärchen für ein trügerisches Phantom erklärt ist, viele Partieen sind langweilig und **Thümmel** muß seine ganze Laune aufbieten, den erzürnten Leser wieder zu versöhnen.

V.

Fichte.

Die meisten Moralphilosophen (und **Fichte** war nur ein Moralphilosoph) haben die Prinzipien des Handelns eher aus dem Monde deducirt, als aus den entweder an sich selbst, oder an Andern erkannten Bedürfnissen, nicht nur zu handeln, sondern auch recht zu handeln. Von Aristoteles moralischem Justemilieu an bis auf **Kant's** kategorischen Imperativ läßt sich vergebens ein Moralprinzip auf die Quelle eigener Erfahrung zurückführen. Will man die Glückseligkeitstheorien nennen, so zeigen uns diese den Philosophen nur leidend und empfangend, also nicht einmal als Mann. **Fichte** erst huldigte der höchsten Autorität der Philosophie auf beidem Wege, nicht nur, daß er seinem Drange und Triebe nach offener Bewährung seiner Kraft

die Weihe rationeller Wahrheit verlieh, sondern daß er auch später im vollen Besitz seiner Lehre jede Regung der Leidenschaft, jeden Wunsch des Herzens an sie verwies, und Nichts thun wollte, was ihm sein Gesetz zu thun nicht gebot. Und diese Beruhigung und innere Rechtfertigung wird ewig das Wahre im Bedürfniß zur Philosophie bleiben, gleichviel ob sie in dieser bestimmten Form gerade Diesem oder Jenem oder Allen genügt, wenn es sich nur um ein Gesetz handelt, in dem man sich selbst, die eigensten Bedürfnisse seines Herzens als Initiative und constituirende Gewalt wieder erkennt.

Erst nach mannichfaltigen Erfahrungen, die ihm sowohl ein tiefbewegtes inneres Leben, als die großartige Geschichte seiner Zeit darbot, kam **Fichte** zu den Elementen einer Lehre, die er später zu einer bewundernswürdigen Consequenz erhob, so daß er ihr seinen eigenen biedern und

geraden Sinn aufzuprägen schien. Sein Ich, das in der Geschichte der Philosophie den Uebergangspunkt neuerer Entwickelungen bezeichnet, hat sich längst, ich möchte sagen, Antithesis des Nichtich gebrochen. Doch, was aus den welken morschen Trümmern dieser gesunkenen Himmelseiche als gerettetes Samenkorn sich erhalten hat, ist Etwas, das seine Gegner zwar schon längst in jener Totalperson versteckt glaubten, es aber als das **Fichte**'sche nicht zu ehren wußten, nämlich das bescheidene Ich des Individuums. So werden die Formen und lezten Gründe unserer Handlungen wie welke Hüllen und Schaalen immer zurückgelassen, die Geschichte kann nur über Thaten und ihre Folgen Gericht halten. —

Fichte fand in seinem Leben vielfache Gelegenheit, die eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer seines Muths zu bewähren. Nicht nur seine persönlichen Schicksale, die

gänzliche Verlassenheit seiner Jugend, getäuschte Hoffnungen, nicht anerkannte Verdienste, vereitelte Lebenspläne, die Unbillen während seiner Jenaer Professur, seine Entlassung und ungewisse Lebensaussicht, sondern auch das öffentliche Unglück der Zeit ertrug er mit einer Fassung und Männlichkeit, die den Beweis führen konnte, daß eine jede Lehre in dem Gemüthe Dessen, der sie zu dem innersten Nerv seiner Lebenskraft zu machen versteht, das Siegel und Gepräge ihrer Wahrheit findet. **Fichte** gehört zu den wenigen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur, die die bewegten Räume der äußern Welt als die rechten Meditations- und Studien-Oerter anerkennen. Man weiß nicht, ob man mehr diese erhabene Sehnsucht, durch Wort und That für seine Zeit zu wirken, schon in seinen ersten Aeußerungen bewundern, oder einen Schauplatz anklagen soll, der so wenig geeignet war und noch ist, die Energie des

Einzelnen durch großartige Verhältnisse zu entzünden, und dem Feuereifer Stoff und Nahrung zu geben.

Solche zurückgeschlagenen Kräfte haben sich daher zu allen Zeiten an den Theil des Volkes zu wenden gesucht, der jedem Eindrucke offen steht, und der Annahme fremder Einflüsse weder schon Anerzogenes, noch einen freien Willen entgegenstellen kann. Plato konnte die Ideen seiner Republik nur durch die planmäßige Erziehung ihrer Stände verwirklicht sehen; das Christenthum wandte sich am erfolgreichsten an Weiber und Unmündige; **Rousseau** annullirte sämmtliche dem Menschen seiner Zeit anerzogenen und angelehrten Prädikate, Kenntnisse und Fähigkeiten, und zog sich in die Anfänge aller Menschenbildung, in die nackte Unschuld zurück.

Von derselben Nothwendigkeit war **Fichte** nach **Pestalozzi's** Vorgang für Deutschland ergriffen, und zur

Ausführung seines Zieles mußte die tiefe Schmach des Vaterlandes, das gänzliche Dahinschwinden jeder Hoffnung auf eine Verbesserung der allgemeinen Lage aus eigener Kraft ein spornender Antrieb sein. Man wird von Bewunderung für den edlen Mann und tiefster Rührung hingerissen, wenn man in seinen Reden an die deutsche Nation die Aufforderung an Deutschlands Fürsten liest, sich persönlich diesem Plane einer totalen Bildungsreform zu stellen. Würden sie ausbleiben, so solle man zu den Kindern des Bürgers gehen, und verweigere auch der die seinen, so blieben ja noch die Waisen und Findelkinder übrig; sie würden das Vaterland befreien! Man wird diese Ueberzeugung und **Fichte's** Einfluß auf die Begeisterung der deutschen Jugend jener Zeit, und namentlich auf die Stellung des Preußischen Staates zu ihr, ewig zu schätzen haben.

VI.

Julius Schneller.

Wie viel kleines Detail gehört doch dazu, daß man einmal aushauchen kann: ich habe gelebt! Aus der von **Ernst Münch** herausgegebenen Biographie **Julius Schneller's** und den ihr angehängten Briefen sieht man, wie viel fremde und eigene Existenz, wie viel Schicksale und Kleinigkeiten man consumirt, um zu leben. Wie zerspaltet sich hier Alles in Besuche, Gehen und Kommen, in Audienzen, Briefe und Briefchen, Aerger, Spaß und Spaziergänge! Es ist eine Mosaik von zahllosen bunten Steinbröckeln, die sich da zu einem Gemälde zusammensetzen muß: es ist so wenig Großes, Erschütterndes, Schöpferisches, und doch so viel Hast, so großer Mangel an Athem, so viel Verwirrung, Thürzuschlagen und Lärm, daß man erstaunt, wo

zu all der Lebendigkeit nur die Zeit hergekommen ist. Ist das bei uns Allen so? Eine Thatsache, die wir nur selbst nicht bemerken, die aber dem Beobachter nicht entgehen kann? Nein, man muß doch Oesterreich kennen, um ein Leben, wie das hier von **Münch** beschriebene, zu verstehen.

Ein Prager, Gratzer oder Brünner Professor ist ein Mann, der in einem schwäbisch-populären Style Bücher geschrieben hat, die draußen im Reich, was den Inhalt betrifft, immer um ein Menschenalter zu spät kommen. Das hindert aber gar Nichts, daß diese Leute nicht im Umgange die erquickendsten Menschen wären. Sie besitzen eine unverwüstliche Liebenswürdigkeit. Wo du sie haben willst, da sind sie, jede Stunde ist ihnen recht. Zu dem Thor hinaus? Gut. Nein, da hinaus? Herrlich. Oder vielleicht hier? Charmant. So Etwas gibt es in ganz Europa nicht wieder, am wenigsten in Deutschland. Diese Herren kleiden

sich nie modisch, aber immer sauber; sie verbreiten um sich her Kultur und Vergnügen, sie sind überall gern gesehen, und wälzen sich in Bekanntschaften. Kein Ball ohne sie. Sie selbst sind Mode. Man erwartet sie in den adeligen Häusern jeden Morgen zur Visite, und ist immer gewiß, etwas Neues, Schnackisches zu hören und aus der weiten Rocktasche ein saubres Buch für die Comtesse zur Unterhaltung ziehen zu sehen. Wenn irgend Etwas noch an die Zeit der französischen Abbé's erinnern kann, so sind es diese österreichischen Professoren, welche von der Regierung eigens dafür bezahlt werden, daß sie ganze Städte gescheidt und glücklich machen.

Julius Schneller gehörte zu diesen Allerweltsmenschen. Obgleich vom Rheine gebürtig, hatte er doch ganz das stereotype Wesen eines k. k. Gelehrten angenommen. Er lachte mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden,

machte Witze, rezensirte die gestrige Oper, räsonnirte über neueste Literatur und Zeitungsgeschichte, war galant, geschmackvoll, überraschte die Schönheit mit Blumen und Gedichten, kurz er war in Gratz der Mann des Tages, und lief dreimal um den großen Berg, der in der Mitte der Stadt liegt, herum, wenn er wußte, Jemanden damit einen Gefallen zu thun. Die Empfindsamkeit besuchte er des Nachts, wenn Alles schlief, und schwärmte mit ihr; dem Unterrichteten schenkte er den Beifall, den er verdiente, dem Eiteln gab er einige Lobsprüche, die ihn Nichts kosteten; und das Unzulängliche, namentlich auf den Bretern der Bühne, tadelte er mit Schonung, wie sehr sich auch Seydelmann in dem Briefwechsel beklagt. Und das Alles war ohne Servilismus und Schweifwedelei; reiner Instinkt der Natur, angebornes Umgangstalent.

Zu all der Humanität, zu all den Späßen und Wienerisch-

komischen Komplimenten kam aber leider ein Uebelstand, **Schneller's** Freimüthigkeit, sein Josephinismus. Er haßte die Pfaffen, liebte **Kant**, die reine und die praktische Vernunft, schrieb gegen den Mysticismus, hielt Napoleon für einen großen, den Herrn **von Hormayr** aber für einen sehr kleinen Mann, und **Gentz** war sein Feind. Ich glaube, **Schneller's** ganze Manier war **Gentz**, dem Norddeutschen zuwider. Er hintertrieb die literarische Thätigkeit des Gratzer Professors: es kam zu sehr interessanten Debatten, welche im Buche nachzulesen sind. **Schneller** behauptete lächerlicher Weise, **Gentz** sei auf seinen Ruhm eifersüchtig, und übernahm zuletzt eine Badische Professur in Freiburg. Seine Theilnahme an den Vorkämpfen des Liberalismus und besonders an der Berichtigung der deutschen Urtheile über die Julirevolution sind bekannt, und nur dies erlauben wir uns noch hinzuzufügen, was in dem

vorliegenden Buche allerdings nur halb zu finden ist: **Schneller** war als Mensch der Liebenswürdigste im Umgang, und eine wahre Freude des Daseins für seine Bekannte. Als Schriftsteller schrieb er einen lebhaften, oft rhetorischen und schwülstigen Styl und gab überhaupt Bücher heraus, welche sich weder durch Neuheit der Gedanken, noch eine besondere Tiefe der Auffassung, sondern einzig und allein durch ihre lobenswerthe Tendenz auszeichneten.

VII.

Schleiermacher.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm sorgfältig angelegt haben. Nach

der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um, und konnte sie nicht finden, die sich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forschte nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte leise seine Opfer: **Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Passow,** und manchen Andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greisenschaar des deutschen Ruhms wird immer lichter, und das lezte geheimnißvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo ist der Schmerz, dem es sich hingebe ungetröstet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort stillen

könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur ein stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe **Göthe's** stand. **Göthe** war einem Theile seiner Zeitgenossen längst verstorben; er hatte sie durch sein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren, und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen! Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten, und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn in die Gefängnisse stürzte? Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken?

Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes sein, und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß seitdem eine entschiedene Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl Diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonsequenz zu Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig Gehör, und man kann sagen, daß diese Erfahrung den Meisten an's Leben gegangen ist.

Schleiermachers innere Kraft schien unzerstörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Julirevolution Todesstöße. Wie felsenhart **Schleiermachers** Charakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerze unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben

so wenig, wie jene theologischen Begriffe, an die er nicht glaubte, und die zu widerlegen er doch so viel weitläuftige Dialektik ausspann.

Wer mit **Schleiermacher** je in Berührung gekommen ist, wird immer bereit sein, zuerst von seinem centripetalen, unverrückten Verstande zu sprechen. Um sein ganzes Wesen hatte sich die logische Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerstörerische, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menschen seiner Natur eine immer wiederkehrende Erscheinung ist, so hatte er bei aller logischen Isolirung doch ein moralisches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorschein gekommen ist, wohl aber in den geheimen Saiten seines Wesens wiedertönte. Wer ihn in den drei lezten Jahren seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen

können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung her, oder um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleußen fort, welche noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine kleine Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfnisses der Mittheilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen

müssen, daß er des Trostes bedürfe und der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit bricht morsch zusammen. **Schleiermacher** predigte seitdem mit einer rührenden Freudigkeit in seiner Kirche. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieselbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß **Schleiermacher** die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche sie außerdem zum größten Theil in einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig

gegen die Domagende geführten Kampf fallen lassen zu müssen, ferner die kurz vor der Julius-Revolution vorgefallene Halle'sche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, welche in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Parteiung, die Appellation an die Laien, die rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme, und das Drängen der Umstände, sich auf irgend eine Seite hinzugeben, in trübe Stimmung versezte. Allein wir glauben an keine Inkonsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all die Keime ahnen ließ, welche später zu

bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philosophen, in dessen dialektischen Prinzipien sich keine Momente der Ruhe und der starren, dogmatischen Abschließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen, und doch resignirenden, die Welt opfernden Christenthums, die wir in **Schleiermacher's** lezter Kanzelwirksamkeit finden, hatte einen tiefern Grund, und hing mit den Bemerkungen zusammen, welche diese Worte des Gedächtnisses eröffneten.

Die Begebenheiten der drei lezten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch **Schleiermacher** von seinem Leben gemacht hatte. Es störte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt sein, und widerrief sogar öffentlich eine Nachricht, welche ein französisches Blatt über seine politische Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten

in der preußischen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältnisse waren in der That gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, **Schleiermacher** wurde bei Hofe gern gesehen, und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. **Schleiermacher** hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntniß gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche sich entschieden gegen das Drohende, Nächste, wandte. Er mag nicht so weit gegangen sein, wie **Niebuhr**, der eine neue Barbarei fürchtete, aber **Schleiermacher** sah ein, daß die Zeit Nichts mehr für ihn thäte. Die Impulse, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit seinen ideellen Bestrebungen in gar keiner Verbindung stand. Das Terrain hatte sich

verändert, die Fragen waren auf eine verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann, wie **Schleiermacher** noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. **Niebuhr** fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: **Schleiermacher**, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem lezten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte, und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er frug nicht, wo ist Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo sind die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals

in unmittelbarer Berührung steht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andre führten, sah er überall abgerissen, er verzweifelte, an den übermüthigen Interessen des Augenblicks einen Gesichtspunkt zu entdecken, der eine Aussicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er resignirte, schloß Auge und Ohr und flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu resigniren, Aug und Ohr zu schließen. Seine Rede gewann in solchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie seit Jahrhunderten den Namen Christi verhüllt hat, zur Seite liegen, und trat mit fast schwärmerischer Zuversicht der unmittelbaren Erscheinung des Erlösers immer näher, bis er (und so ging seine Hingebung in ein dogmatisches Bedürfniß über) in des Gottmenschen Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferstehung sah, schwelgen konnte.

Schleiermacher stand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur Christus rettete.

Ich kann hier nicht unterlassen, noch einen besondern, tiefen, zerstörenden Eindruck zu erwähnen, den auf **Schleiermacher** eine traurige Erfahrung der Tagsgeschichte machte. Wie er sich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Interessen werde bewegt werden, so schien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konsequenz dieser Richtung, ein Einbruch tellurischer Kräfte, eine dämonische Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der siegenden unmoralischen Tendenzen gehe. Man kann wohl sagen, daß Wenige das gränzenlose Unglück der Cholera so tief empfunden haben, als **Schleiermacher**, den seine Stellung als christlicher Lehrer zwang, auf den blassen, ermattenden Gedanken der Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere

Uebel, gegen welche sich die Menschheit wohl zu wappnen versteht, aber die Cholera, dieser schmutzige, ekle Tod, die Hilflosigkeit, mit der man sie erwartete, der pestartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine fast höhnische Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konsequenz des Zeitgeistes und seiner leichtsinnigen Orgien. Von dieser schmerzhaften Ueberzeugung waren seine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf seine saubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerstand zu leisten, und fand nur Trost in jenem lezten Grunde, dessen wir schon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, seinen Thränen sich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, die Seuche, die Menschen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß sie sich unter

einander Beistand leisteten, und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner lezten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth besaßen, jeder Erscheinung des Lebens in's Auge zu sehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden, und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebenslust, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend hielt sich seitdem von **Schleiermacher**, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein thätiges Christenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der Starke, zulezt ermattend, erschlaffend. —

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung **Schleiermacher's**

von seinen Schülern, seinen Umgebungen, seinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben ist. Allein es war uns nicht darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit der Zeit fortlebte, ja selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn spätere Zeiten sich auf **Schleiermacher** berufen, so ist es wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter welchen derselbe scheint aufgefaßt werden zu müssen.

VIII.

J a h n.

Die neuerlich erschienenen Denknisse eines Deutschen könnten auch Memoiren eines Ungeleckten heißen, oder eines Bären, oder Memoiren eines Vierschröters. Kurz es sind Anekdoten oder Läuschchen aus dem Leben des alten Gymnasten und ewigen Gymnasiasten **Jahn**. Er kann nicht Ruhe halten, der Alte. Er will noch immer mitmachen. Verdient er es? Nein, er ist sich selbst untreu geworden und seinen Grundsätzen inconsequent. Denn hör' es, Deutschland, **Jahn**, der Mann der Natur, des Urwalds, der Eichelkost, **Jahn**, der Teutone, **Jahn**, der Longobarde — schnupft, schnupft Tabak; recht was man Tabakschnupfen nennt! **Jahn** selbst fühlt, wie gewissenlos dies gehandelt ist, und sein erstes Wort an die jungen

Hallischen Studenten, welche ihn besuchen, pflegt zu sein: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Nase! Die ist das einzige Glied meines Körpers, das sich dem Dienste des Vaterlandes entzogen hat. Diese Nase ist für die deutsche Freiheit verloren; denn höre, du Wackerer, ich schnupfe. Warum? Warum? O, ich Jämmerlicher; aber vergib mir, sonst bin ich immer noch der Alte.“

Jahn ist ein Mann, der keinen Trost darin findet, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er muß immer Menschen um sich haben, die ihm beipflichten, die über ihn lachen und seine Muskeln bewundern. So hat er denn auch in seinem Asyl am Harz eine kleine Gemeinde um sich, die den Alten gern schwadroniren hört bei einem Glase Merseburger Biers, des ächten schwarzen Meths der Urzeit; und bei dieser Gelegenheit, an der Wirthstafel, umdampft von den Tabakswolken der Philister, war es denn auch, wo er

sich das meindeutsche, fremdländische Schnupfen, die einzige Inconsequenz seines charakteristischen Lebens angewöhnte. Endlich entstanden bei dieser Gelegenheit auch die Geschichten, welche im vorliegenden Buche mitgetheilt sind. Denn er ist voll von Mährchen und Geschwätz aus Schill's und Dörnberg's Zeit, der alte Ulysses, und spricht davon, daß den Phäaken um ihn her die Pfeifen ausgehen.

Die drei Fahrten des Buches sind nun an sich ohne alles Interesse. Niemand anders dürfte sie nacherzählen; denn sie kommen auf gar nichts heraus, als daß sich **Jahn** im bloßen Halse, mit dem schwarzen Rock der wilden Jagd und seinem unvergeßlichen viereckten Gesicht (das man leicht nachahmen kann, wenn man sich an den Spiegel stellt und die beiden Backen mit der Hand herzhaft herunterzieht) hier oder dort sehen ließ: was da gewispert wurde und gestichelt, und wie er dann grob gewesen, den Leuten auf den

Fuß getreten hätte, ohne um Entschuldigung zu bitten wie er in Harnisch gekommen wäre, wenn Einer, um sich mit einer Spanierin zu verständigen, französisch gesprochen hätte, und dergleichen eitles Zeug mehr. Und doch liest man diese Sachen leicht, ihrer Lebhaftigkeit wegen, ihres Ausdrucks und der ganzen barocken Persönlichkeit, die sich darin prostituirt. Merkwürdig ist die Wichtigkeit, die er auf seine Person legt: er behauptet, daß es Napoleon ganz besonders auf ihn abgesehen gehabt hätte. Er schildert eine Reise, die er von Perleberg in's Hannöversche mit einem Engländer im Jahr 1809 gemacht hat, wobei er sich das Ansehen gibt, als wäre dies eine Reise mitten durch das feindliche Lager, eine Reise, die ihm und dem Engländer das Leben hätte kosten können. Dies ist eine Wichtigthuerei, die im Leben unausstehlich sein müßte, hier aber in der Erzählung nur lächerlich ist. Alle Augenblicke steigt

er aus dem Wagen heraus, horcht und lauscht, legt sich auf die Erde, lenkt in Seitenwege ein, streut tausend Lügen auf den Stationen aus, mitten in der Nacht springt er aus dem Fenster des Gasthauses, und läuft drei Meilen weit, um einen Paß zu holen, der gar nicht nöthig war, und kommt schweißtriefend zurück, schläft nicht, kurz diese unsinnigen Faxen machen das gefahrlose Abenteuer spaßhaft. Kein Mensch ist da, und **Jahn** summt immer das **Körner**sche Lied: „Feinde ringsum!"

Wer **Jahn** gekannt hat, muß gestehen, daß er in den kleinen Details der Existenz ungemein bewandert war. Er war voller Listen und Schliche, um Aepfel aus einem Garten zu stehlen, über verbotene Zäune zu springen und Reißaus zu nehmen, wenn sich der Gärtner zeigte. **Jahn** kannte das Einzelwesen der Wirthschaft. Er hatte die Hunde belauscht, wie sie es machen, wenn sie Knochen benagen,

oder in Butterschnitte einbeißen. Er wußte wie Kanarienvögel aufgezogen werden, wie man sie behandelt, wenn sie die Darre haben, und wie Hecken einzurichten sind zwischen Hänflingen und Grasmücken. Er kannte alle die technischen Ausdrücke von Küche, Keller, Handwerken, und war ein Meister in der Nachahmung und im Probiren. Es liegt etwas vom Muttersöhnchen und, wie man bei mir sagt, vom Topfkicker in all dem Vandalismus, mit welchem sich **Jahn** brüstete. So war er in den ideellsten Sphären ordinär, kleinmeisterlich, schülerhaft und eigensinnig. Er zog Alles in's Handwerk herunter. Er wollte bei großen Dingen entsprechen, und legte Werth auf Kleinigkeiten, auf einen Ausdruck, der ihm dabei nicht der rechte schien; auf die Stellung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die der Andre hatte; auf Miene und Grimassen. Da verfehlte man es bald, wie man sich auszog, bald wie man sich anzog,

wie man stand, wie man ging, es war eine ewige Mäkelei und ein schulmeisterlicher Pedantismus mit seinem Formwesen, daß es immer Zank und bissige Redensarten gab. Für einen genialen und festen Charakter war auch gar kein Auskommen mit ihm. Dies ewige Halloh! und Besserwissenwollen, dieser abscheuliche formelle Dünkel, dies Lauern, ob man sich nicht auf einer Sünde gegen die Affektion der Turnschule ertappen ließ, und dieser Spektakel, wenn man originell und selbstständig sein wollte, konnten Jeden aus der Haut bringen. Und ich frage alle Die, welche mit **Jahn** zu thun hatten, und eigenen, festen Willens waren, ob sie nicht oft mit ihm Scenen erlebt haben, wo sie im Begriff waren, dem alten Markomannen etwas Handgreifliches anzubieten. Dies war wenigstens die Art, wie man ihn behandeln mußte. Dann schwieg er still, sah Einen groß an, reichte die Hand und rief aus: „Du bist

doch ein ganzer Kerl!" Und doch muß man sagen — vergeben konnte er Nichts. Er hatte ein arges Herz.

IX.

Charlotte Stieglitz.

Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sand's ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters **Heinrich Stieglitz.** Wer das Genie **Göthe's** besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmung sprechen würde, könnte hier ein unsterbliches Seitenstück zum **Werther** geben. Denn es sind ganz moderne Culturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieses Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Es war seines Amtes. Aber wir sind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geschworen, und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung summen, von Nervenschwäche, von falscher Lektüre, und Alles schlägt sich stolz an seine Brust, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstandes heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind; und sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Culturtragödie aufgeführt ist, und die Heldin des Stücks bis auf den lezten Moment für zurechnungsfähig erklärt

werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unserer Zeit versteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, sondern die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das das hehre Weib ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt, und welche allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnhheit zusammengehaltene Neigung, die bei den meisten Frauen sich zulezt auf die Thatsache der Kinder wirft, und von diesen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die nur um ihrer selbst willen sich hingibt, wo sie Anbetung findet. Sondern das höchste Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine

Liebe, die sich auf Thatsachen stüzt, welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich, und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich sein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich sein, bis die Liebe überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemal niemals haben so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Resultate, wie Charlotte; sie ergab sich nur dialektischen

Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht; sie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einst die Mirabeau's und Catilina's des preußischen Staats und der Periode 1806 gesessen hatten. Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; sondern wühlte sich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenspänen, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte war Position, dichterisch, gläubig, und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesen-

gedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt, sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), so blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, starker, göttlicher Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf diese Höhe kam, wird nur durch **Heinrich Stieglitz** einzusehen sein; denn wir sagten schon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn sieht im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in stolzer und berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charakterisirt haben. Er liebte **Hegel**, **Göthe**, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschichte und die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung,

Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, welche für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es ist Alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind alle Geschmacksache geworden, und da, wo in der Restauration Geist, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, fand **Stieglitz** schneidenden Widerspruch. So gerieth er, der mit Hafizen schwelgte, und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß, in Gefechte mit **Saphir!** Seine Ideale wurden profanirt. **Menzel** wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an, und ergriff

auch seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen die Lieder eines Deutschen, vom Tiersparti vergöttert, und doch vom Repräsentanten des Tiersparti, von **Menzel**, aus Inkonsequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? **Stieglitz** liebte die **Göthe**'sche Poesie und die Freiheit, und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll Alles Meinung, Wahrheit und die Prosa der Partei sein. Ist die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich sein und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd

der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer schlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, welche sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu sein? Wo der Haß eines **Dante**, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines **Milton**? Wo der Bettelstab **Homer's**? Wo die Situation eines **Byron**, geschaffen aus eignem Frevel und der rikochetirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, als heitrer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch. Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des Meyers Tochter, die sich für ihn opfre?

Ich meine es treu mit diesen Worten, und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unsrer poetischen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich an einander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich es wenigstens: vielleicht dachte **Stieglitz** anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte, und an die Sonderbarkeit, daß gerade **Homer, Virgil, Ariost, Petrarca** zu ihrer Zeit so viel gemacht haben; vielleicht dachte er nur an die Persönlichkeit, wie sie zu allen Zeiten unabhängig von den Zeiten, dichterisch sich ausgesprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu sein in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im Infanteristen-Ausdruck, in der oratio

pedestris; und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man **Stieglitz** den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt, und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche

Rücksichten und Wittwenkassen; diese ganze Misere kam nicht in Charlottens Seele. Es ist ganz falsch, ihr lieben geschwätzigen Robberspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doktorin **Stieglitz**, das beklagenswerthe Wesen, habe sich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu schaffen, aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie nicht, die stolze Seele. Nicht Ruhe, sondern Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien, und gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des

Frühlings, resignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für sie liegen konnte.

Die That ist geschehen. Das Grab ist still. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr Nichts: wir Alle Nichts. Was soll **Heinrich Stieglitz**? Armer Ueberlebender! Du bist ein unglücklicher Rest. Aber dein Unglück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen. Was wirst du thun? Die ungeheure That besingen? Gewiß, ein Todtenopfer steht dir an. **Dante** hätte dieser Anregung nicht bedurft; **Göthe** gar nicht. Willst du die Thatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang

deiner Gedanken, so mußt du so groß sein, wie dennoch **Dante** und **Göthe**. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine Komödie sein könnte. Wahrlich, Poesie ist hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als Das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltnes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; denn es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Trägödie nicht vollständig. Wie willst du sie runden?

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen

einer den andern ablös'te. Zu Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrack vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in **Heinrich Stieglitz** einen Adler, der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Mensch voraussezte, glaubte sie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, was sie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von dem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Als sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur antraf, als sie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken in ihren

Armen hatte, als die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlandes, die **Göthe**'sche Reminiscenz statt des Genies aus seinem Munde sprach, da gab sie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da sie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüste Sahara als ein Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, sie wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, sie wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie in einer und derselben

Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versezt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Haupte, das so viel Ernst und Muth umschloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem ersten zum zweiten Irrthume führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte finden, sann sie: der Faden, der sie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich stürbe, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schlüssel seiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen sein, und kein Versuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die

üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge sind bald beruhigt), sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Freude auf jedem Antlitz strahlt, und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Frische ergriff, dem traurigen Absude einer tragischen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath angedeutet, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten Alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einsatz desselben herauskäme. Da war Spanien, da ist Südamerika: da sind überall Gräber offen. Er suchte sie nicht. Er blieb zurück. O! es gibt

vielleicht einen andern Weg, sich und ihm zu helfen. Bleib' im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gib die Leier hin auf ewig! berühre sie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: sei Nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotte nicht mehr deine Liebe oder deine Muse — sondern deine Frau und sage dreist, daß du sie nach deinem Gefallen behandeln konntest. War sie deinen Tugenden angetraut, so war sie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn sie starb, so war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber stolz: Niemand dürfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie **Rahel**, keine Dichterin wie **Bettina**, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was

aus ihrem Munde kommt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen, aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch, und aus tiefster Naivität zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (**Theodor Mundt**) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke, und hielt

sich in seinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß noch eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Buches von **Mundt** liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint, und Nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch imputirt werden kann. Besonders anziehend ist der sentimale Schmelz in **Mundt's** Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermissen würden. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu sein, ist Etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es

gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden, und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Rosen und zarten Gefühls-Ergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte in der Dichtkunst Glorienhaftes zu sehen glaubte.

Geschichte.

Heute sagt man nicht mehr, die Geschichte ist die Zusammenstellung von Begebenheiten, sondern sie ist das Spiegelbild des Lebens. Das Leben chemisch zu zergliedern, ist schwer; aber es sondert sich in verschiedenartig colorirte Momente, welche von der Existenz und Materie sich stufenweis' erheben bis zum Geiste und seinen höchsten und freisten Thätigkeiten. Leben ist der Complex vom Leiden und Thun des Alls, Leben ist der Athem der Menschheit, das

Wort selbst, es ist Alles, was man nur denken, empfinden, glauben, Alles, was man selbst nur sein kann. Und so gehört Alles, was nur Leben athmet, zur Geschichte: die Emanzipationsfrage der Humanität, die Religion, die Cultur, die erleichterte oder erschwerte Existenz, Alles wird zur politischen Debatte erhoben. Wer würde jezt noch zu behaupten wagen, daß die Genealogie der Fürsten, die römischen Zahlen, welche an ihren Namen hängen, für den Historiker mehr seien, als bloße Erleichterungen der Uebersicht? Wollte man blos Regierungsgeschichte schreiben, so würde man jezt nicht nur in die Kategorie des Chronisten fallen, sondern auch unvollständig sein; denn was läuft nicht Alles neben den politischen Ereignissen her, das mit zum Leben gehört! Wie hängen die politischen Ereignisse selbst zusammen mit Erscheinungen, die nicht zu verschweigen sind! Daraus sieht man, wie hoch sich jezt des

Geschichtschreibers Aufgabe stellt. Es war Zeit, daß die Blüte der rhetorischen Darstellung wieder zu Ehren kommt: denn man hatte es sich gar zu leicht gemacht: und am leichtesten oft die, welche die Stolzesten sind, nämlich die sogenannten Quellenforscher. —

Das Gerüst zu einer neuen Geschichtschreibung liefern **Vehse's** Tafeln der Geschichte, die Frucht des gründlichsten Fleißes. Der Verfasser belauscht das ganze Treiben der Völker, nicht blos ihre bürgerlichen Umwälzungen, sondern das ganze Athmen des Lebens, wie es sich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunst der Nachwelt hinterlassen haben. Zwei und zwanzig verschiedene Lebenseinrichtungen laufen tabellarisch neben den politischen Ereignissen her, und fordern durch Farbe und Druck die Vergleichung der gleichzeitigen Momente heraus. Nun erst wird manche dunkle Thatsache von einem

Lichte erhellt, welches Grund und Ursache in ganz fremden Lebensgebieten zeigt. Die Geschichte hat keine Postulate, keine Randverweisungen mehr; sondern Eins ist neben dem Andern unerläßlich, und das Ganze baut sich wunderbar-architektonisch zu einem gefugten und vollkommenen Systeme zusammen. Kein chinesischer Bau ist es, der sich monoton aus Zahlen und Daten in's Unendliche fortsezt, sondern jedes Stockwerk hat seinen eigenen Charakter und Styl, welcher immer eine besondere politische oder Culturtendenz ist. In diesem Herausstellen des Ueberwiegenden, der Tendenzströmungen, der historischen Penchants sind diese Tafeln besonders glücklich.

von Raumer und Don Carlos.

Herr **von Raumer** gehört zu den wenigen deutschen Gelehrten, die den Werth ihrer Studien nicht nur in der Gründlichkeit, sondern auch im Geschmacke suchen; doch läßt er sich oft durch illusorische Vorurtheile und dilettantische Liebhabereien zu Geschichtsansichten hinreißen, welche weder den Thatsachen, noch der Psychologie entsprechen. So will Herr **von Raumer** nachweisen, daß Don Carlos von **Schiller** durchaus unhistorisch aufgefaßt sei, und faßt in seiner zweiten Sammlung Pariser Briefe mit Folgendem das Resultat seiner Untersuchungen zusammen: 1) Carlos hatte von Anfang an eine körperlich schwache und geistig bösartige Natur. Das lezte Uebel steigerte sich durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn, obgleich lichte und reuige Augenblicke eintraten. 2) In solchen Zeiten höchster

Leidenschaft kann der Haß, welchen er unläugbar gegen seinen Vater hegte, Gedanken und Aeußerungen hervorgetrieben haben, welche auf dessen Tod hindeuteten. Kaum aber weiß man zu sagen, wie weit hier eigentlicher Vorsatz, Besinnung und Zurechnungsfähigkeit stattfand. 3) Jedenfalls war Carlos unfähig zum Regieren und Grund zu einer strengern Aufsicht vorhanden. 4) Er und die Königin sind natürlichen Todes gestorben, und niemals hat auch nur das geringste Liebesverhältniß zwischen ihnen statt gefunden.

Wie unbezweifelt vielleicht auch diese drei lezten Punkte sein mögen, so dürfte doch die erste Behauptung anders gestellt werden, weil ihre Entscheidung zulezt nur allein dem psychologischen Urtheil anheim fällt. Daß Don Carlos kein ganz empfehlungswerthes Muster eines Kronprinzen abgegeben hat, daß selbst sein näherer persönlicher Umgang wenig Angenehmes darbot, mag richtig sein; ob aber

von dieser dahingestellten Thatsache sogleich auf eine von Anfang an geistig bösartige Natur zu schließen sei, das scheint mir mindestens eine zu übereilte Folgerung. Des Prinzen ungebührliche Handlungen darf man kaum seiner Bosheit, vielmehr seiner Gedankenlosigkeit zuschreiben, und muß sie, statt Verbrechen, lieber dumme Streiche nennen. Es gibt eine gewisse Geistesabwesenheit, die ihren Grund weder in einer auffallenden Schwäche des Verstandes, noch einem boshaften Herzen hat, sondern lediglich in dem Mangel an Beschäftigung. Hätte Philipp seinen Sohn gegen die Türken geschickt, Don Carlos würde ein heldenmüthiger Krieger geworden und mit den vielleicht uncivilen aber doch ehrenwerthen Tugenden eines Soldaten zurückgekehrt sein. In der That spricht der Prinz von seinem unfreiwilligen Müßiggange in mehreren von **Raumer** selbst mitgetheilten Briefen sehr räsonnabel. Wir würden zwar

bald geneigt sein, ihm die besten Vorschläge zu machen, um seine Zeit auszufüllen, aber die Beschäftigung eines Prinzen des sechzehnten Jahrhunderts war unstreitig zu herkömmlich, als daß Don Carlos etwas Anderes hätte wünschen können, als die Stärke seines Arms zu versuchen. Man frage jeden Erzieher, der eine Uebersicht über einige Dutzend Buben hat, ob ihm nicht mehrere unter ihnen begegnet sind, die bei dem ehrlichsten Sinne und besten Willen Nichts thun, als alberne Streiche, und dies meist immer unbewußt, so daß man sie für eine Thorheit züchtigen kann, die sie vor fünf Minuten begingen und längst vergessen haben! Solch ein unnützer, im Grunde durchaus nicht böser Müßiggänger von Kronprinz scheint mir Don Carlos gewesen zu sein.

Die Vendee-Kriege.

Den Darstellungen der Vendeekriege hat die Parteilichkeit der Republikaner und Royalisten weniger geschadet, als die abenteuerliche, romantische Art, mit der die Lezteren fast immer von ihnen gesprochen haben. Die Veranlassung des Kampfes, die Art der Kriegführung mag die Phantasie immerhin in ein poetisches, wunderbares Dunkel hüllen, man gönnt ihr in diesen prosaischen, das Tageslicht suchenden Zeiten recht gern eine solche Veranlassung; nur hat der Historiker, noch mehr der Taktiker sich vor solchen Träumereien zu hüten. Die ehrlichen Landleute, die ihren Hof und Pflug verließen, um dem Gutsherrn einen Dienst zu leisten, von dem sie glaubten, daß er ihn verlangen könne, haben davon Nichts gewußt, daß eine nervenschwache emigrirte Dame, ein in Prätendentenhistorien

ergrauter **Walter Scott**, und die Deutschen, die außer Thron und Altar, auch die Nachahmung lieben, sie zu Staffagen der schönen Künste brauchen würden; im Gegentheil charakterisirt den Verlauf ihres tragischen Kampfes gerade das Bestreben, sich aus der natürlichen Poesie ihrer Schluchten und Kampfarten zu emanzipiren und der militärischen Organisation der Republikanerheere gleichzukommen. Was ist nicht über die Angriffe der Vendeer, über ihre heldenmüthige Kunst, Batterien zu nehmen, gefabelt worden.

Man sieht, wie weit der politische Fanatismus führt. Wo das Papiergeld recht gut ausreicht, um den Widerstand der Vendeer gegen die Behörde, die dessen Annahme bei Todesstrafe verlangten, zu erklären, da mußten später bei den Historikern die Antipathien des Volkes gegen die neuere Philosophie eintreten. Wo das schwere Konscriptionsgesetz

die nächste Ursache zum Ergreifen der Waffen gab, da haben wiederum die Historiker ihre Helden gleichsam auf die Höhe der Zeit gefesselt und sie zu Repräsentanten des antirevolutionären Prinzips und Gott weiß, welcher Interessen gemacht.

Selbst ein so vorsichtiger, besonnener Mann, wie der Verfasser einer Geschichte der Vendeekriege, war im Stande, dem unnützen Räubervolke, das vor einigen Jahren sich noch so breit machte, daß man an jedem Baume der Vendee einen gehängten Chouan wünschte, dennoch zuzurufen, es möge seinen Kampf für Thron und Altar, wenn auch ohne Hoffnungen, muthig fortsetzen! Wahrlich! das heißt doch dem Vergnügen an sogenannten erhabenen Handlungen die Vernunft zum Opfer bringen! Wenn ein Kampf keine Erfolge hat, warum dies eingestehen und ihn dennoch wünschen!

Man muß dem Verfasser dieser Schrift die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei aller Parteilichkeit wenigstens der Taktik die Ehre gegeben hat. Seine Uebersichten sind lichtvoll, die Schwierigkeit in der Darstellung der Posten, die die Vendeer bald hier, bald da besezten, ist meist immer überwunden, und wo die festen Punkte schwinden, theilen wohl nur die mangelhaften Nachrichten und die Karten, die, wenn sie ihm nicht besser zu Gebote standen, als die seinem Buche beigefügten, ziemlich schlecht sind, die Schuld. Selbst die Vorwürfe, die der Verfasser von einem parteiischen Standpunkte den Republikanern macht, sind zuweilen nicht ohne Grund. Allerdings waren es die schlechtesten Truppen, die gegen den erst für so unbedeutend gehaltenen Aufstand geschickt wurden. Die Krämer und Handwerker, die in den Nationalgarden der zunächst gelegenen Städte standen, konnten ihnen oft als glänzende

Beispiele dienen, und es hat lange gedauert, ehe die Linientruppen die Aufopferung und den Heldenmuth dieses halben Militärs erreichten. Auch ist es bekannt genug, daß der unnütze Ballast aller republikanischen Heere, die Deputirten des Konvents, die Unternehmungen der gegen die Vendee kommandirenden Generale auf das Beschwerlichste hinderten. Wem darf man aber hier den Vorwurf machen? Dem Prinzipe der Revolution? Trägt dies die Schuld, wenn die Republikaner früher den alten Offizieren die Stiefel puzten, oder Köche in Marseille waren, oder in Lyon fallirt hatten?

Der Verfasser ist nicht nur kurzsichtig, sondern auch ungerecht. Er sieht in den Vendeern immer nur Royalisten, die Nichts sind und sein wollen, als Vertheidiger des Königthums, des alten Glaubens, der alten Sitte: warum sieht er in ihren Gegnern nie die Republikaner, sondern

immer nur die nackten Menschen, von denen er verlangt, daß sie Humanität im Herzen tragen sollen? Bestanden die Kolonnen nicht gerade aus Leuten, die weder Franzosen, noch Menschen, sondern Bürger sein wollten? Der Verfasser wird antworten: Daran sieht man die Früchte der Revolution! Das läugnet Niemand, und es wäre billig gewesen, die Geschichte der Vendeekriege nicht mit den emigrirten Podagristen, die an das Kabinet von St. James zu klopfen nicht müde wurden, nicht mit den Feigen, die mit ihren Sünden die Atmosphäre des Rheins verpestet haben, ja nicht einmal mit einer Geschichte und Beschreibung des Bokage anzufangen, sondern vor allen Dingen mit der Revolution und den strengen Gesetzen der Republik. Dann hätten wir den Vendeern, diesen lilientragenden Engeln der Unschuld gegenüber nicht mehr eine Armee von 30,000 Ungeheuern, die die Guillotine mit sich

schleppten, blos um ihren Blutdurst zu stillen, sondern von 30,000 Bürgern, die sich zum Schutz ihres Ideals die heil-losesten Gesetze, aber auch die Hand darauf gegeben hatten, sie zu befolgen. Wozu nur diese Gräuel, die als geschehen in der Vendee unläugbar sind, immer so darstellen, als hätte sich jeder Soldat nicht ruhig an seinen Kochkessel setzen können, wenn er am Tage nicht wenigstens einen Vendeer zerfleischt hätte? Warum den Zufall, daß dieser oder jener Konventsdeputirte früher Schlächter in Paris gewesen war, so benutzen, als wollte die Regierung nur immer Blut-hunde, nicht aber gewissenhafte Vollstrecker blutiger Gesetze in die Lager geschickt haben?

Es versteht sich von selbst, daß die lezte Anklage aller-dings jenen Irrthum trifft, der mit so grausamer Dialektik zwischen Mensch und Bürger den Unterschied aufhob und die Pflichten gegen den Einen unverbindlich gegen den

Andern machte, aber ist es denn ein so verwerfliches Geschäft, die Handlungen unserer Eltern mit ihren Irrthümern zu entschuldigen? die Reinheit ihres Willens zu retten, wenn sie im Auftrage eines grausamen Gesetzes, und noch öfter in der Nothwendigkeit gebietender Umstände handelten? Es ist unbegreiflich, wie lange es noch währen wird, daß die Historiker ohne Leidenschaft schreiben.

Die historische Literatur ist dasjenige Feld, auf welchem die Deutschen in neuerer Zeit die besten Früchte gezeitigt haben; doch war es mehr die Gründlichkeit, als das Genie dieser Nation, welches sich mit der Abfassung allgemeiner und Spezialgeschichten beschäftigte. Was pragmatische Gedankenverbindung betrifft, so werden wir immer von den Engländern, und was den Styl, von den Franzosen übertroffen werden. Die am besten bei uns schreiben,

sind leider nicht die Gründlichsten, und Diejenigen, welche im Besitze aller Quellen sind, schreiben einen Styl, so grob wie Packleinen.

Die wesentlichen Beiträge, welche die Deutschen zur Auffindung der historischen Wahrheit geben konnten, wurden dadurch in ihrer Wirksamkeit verkürzt, daß sie niemals in unvermischter Reinheit ihrer Elemente auftraten. Denn die Geschichtschreibung konnte sich bei uns am wenigsten den mannichfachen Tendenzen entziehen, welche seit fünfzig Jahren die Köpfe der Deutschen durchkreuzen. Hat doch jedes philosophische System seinen eigenen historischen Anwalt; haben doch sogar die theologischen Parteien ihre verschiedenartigen Auffassungen der Geschichte, abgesehen von mancherlei originellen Individualitäten, welche sich die Geschichte nach ihrem eigenen Maße zuschnitten.

Unsere historische Literatur würde besser in die Augen

fallen, wenn sie ein centrales Interesse hätte, oder auch nur von einer durchgreifenden, allen gemeinsamen, ungefähren Ansicht über die Menschen und Dinge beseelt wäre. **Schlözer** und **Spittler** standen dem Ideale vollkommener Geschichtschreibung weit näher, als viele Neueren, die sie in kritischer Hinsicht überflügeln. Sie hatten eine bestimmte Idee vom Historiker, die weder von der Kirche, noch vom Staate, noch der Poesie, oder irgend einer andern Illusion geborgt war, sondern die man auch eben so gut das Gefühl einer offiziellen Verpflichtung hätte nennen können. Noch **Johannes Müller** und **Woltmann** strebten wenigstens nach dem Schein der historischen Wahrheit, und dachten sich dabei gleichfalls ihr Geschäft als eine offizielle Mission, für welche es Rechenschaft und Verantwortlichkeit geben müßte. Die neueren, im übrigen höchst achtungsvollen Bestrebungen scheinen dagegen keinen andern Vorzug

ansprechen zu wollen, als den philologischen. Ihre Darstellungen laufen parallel mit jener rationellen Empirie, welche gleichfalls in allen übrigen Fächern der Literatur die frühere phantastische Speculation abgelöst hat.

Ein Fortschritt würde sogleich sichtbar sein, wenn man sich darüber vereinigen könnte, daß die Aufgabe des Historikers nicht sowohl die Auffindung der Geschichte ist, als die Erhaltung derselben. Es handelt sich nicht so sehr darum, daß eine neue Wahrheit entdeckt wird, als darum, daß die alte nicht abhanden kommt. Die Geschichtschreibung ist die heilige Beauftragung, allen Drohungen gegenüber Recht und Gerechtigkeit in Völkerschicksalen und Charakterentwicklungen zu üben. In ihren Archiven sollen nicht nur die Sammlung bestäubter Manuscripte aufbewahrt, sondern auch die goldne Bulle der historischen Wahrheit vor jedem Nachschlüssel verfälschender Leidenschaft, welche

das Siegel lösen will, geschützt werden. So wäre denn unsern Geschichtschreibern eine höhere Reife des Urtheils zu wünschen; eine politische Durchbildung, uneigennützige Gediegenheit, und zulezt Verhältnisse, unter welchen die Tugenden und Erfordernisse sicher gedeihen könnten. Da es aber hieran noch aller Orten mangelt, so werden wir noch viel Geschichtswerke bekommen, welche sich zwar angenehm und nützlich lesen lassen, aber in ihrem Tone, in ihrer Haltung und ganzen Physiognomie Nichts tragen, was die Nachkommen veranlassen könnte, sich bei ihnen zu beruhigen und das Alte nicht immer wieder von Neuem zu beginnen.

Geschichte der Literatur und Kunst.

Ueber die Kunst sind so viel historische und philosophische Untersuchungen angestellt worden, daß man sich wundern muß, wie sie selbst dabei immer zu kurz gekommen ist. Es ist ein sonderbares Schicksal, das die Kunst getroffen hat. Man gibt vor, von den alten Dichtungen zu sprechen, und man spricht von den religiösen Ahnungen der Völker auf den asiatischen Hochebenen, man will die alten Bauwerke

erklären, und verliert sich in die urweltliche Naturgeschichte, man hat es mit den Pyramiden und Obelisken zu thun, und grübelt über die ägyptische Seelenwanderung. Das ist zur Sitte geworden.

Man verlangt nach einigen Regeln über die gothische Baukunst, und erhält die Antwort, daß der wahre Kalk und Mörtel der Vorfahren ihre Innigkeit, die katholische Andacht, die Ahnung, ich weiß nicht welcher typischen Beziehungen gewesen sei; man erwartet die Erläuterung eines altdeutschen Gedichts, und hört Nichts, als vom germanischen Volkscharakter, von den geistigen Elementen des Ritterthums, von den alten Domen und den architektonischen Ahnungen.

Nun ist es allerdings zu glauben, daß in der Kunst nicht nur ihr Inhalt die Form bedingte, sondern auch ihre verschiedenen Zweige ineinander gingen und sich wechselseitig

aushalfen. In einer gewissen Beziehung läßt es sich hören, daß man, wenn man von der Kunst reden soll, von der Religion spricht, und wenn man die Religion erklären soll, über die Natur weitläufig wird. Aber es muß doch endlich einmal einen Punkt geben, wo die Kunst aufhört, Religion zu sein, man muß es nachweisen, warum ein Andächtiger nicht zu einem Gebetbuche oder zu einer Selbstpeinigungsgeißel, sondern zum Meißel oder zur Mauerkelle greift, um seiner Ueberschwenglichkeit Luft zu machen. Ein Tempel von Ellora, oder auch nur ein einfaches Götzenbild, macht sich doch durch meine Andacht, durch ein paar gefaltete Hände nicht von selbst, es muß der künstlerischen Schöpfung eine Ahnung dieses Schöpfungsvermögens, der Begriff eines technischen Handgriffes, die Bekanntschaft mit den bildsamen Stoffen der Natur vorausgegangen sein; oder sollen alle diese Dinge schon durch die Religion, durch das sogenannte

Drängen der Subjektivität, sich nach Außen hin zu vergegenständlichen, erklärt sein? Welche übereilte Schlußfolgen!

Man betrachte einmal auf der Kunstkammer in Berlin die scheußlichsten Götzen, die in der That und Wahrheit Kunstprodukte der Wilden sind. Es sind ungeheure Köpfe, aus einem tafftartigen Stoffe zusammengesezt, mehr viereckig als rund, mit den schreiendsten Lackfarben überzogen, die Augen zwei große schwarze und weiße Räder, die jeden schüchternen Anblick zermalmen. Man wird sagen: Hier ist der Zusammenhang mit der Religion, hier die erste Stufe der Kunst! Ich gebe das Erste zu, ohne aber dabei auf das Leztere zu schließen. Diese kalibanischen Köpfe sind unstreitig für den otaheitischen Kultus bestimmt: man ahnt den Eindruck, den sie in der Gemeinde machen müssen: diese glotzenden Augen sind unversöhnlich, dieser mit spitzen

Zähnen besezte Rachen lechzt nach Blut, man kann sich eine Menge heulend und schreiend vor diesem Götzen im Staube liegen denken.

Jezt ist nur dies die Frage: Hatten die Otaheiten ihren Glauben an eine blutdürstige, zähnefletschende Gottheit früher oder später, als diese Bilder derselben? Ist ihre Religion Schuld an diesen plastischen Drachen, hätten sie ihren Götzen edler machen können, oder fehlte ihnen eine edlere Idee von demselben?

Unsere sublimen Aesthetiker würden sich darüber so ausdrücken: Die Religion ist früher als die Kunst. Wo sich das Göttliche dem Menschen nur furchtbar offenbart, da werden auch die Darstellungen der religiösen Idee diesen furchtbaren Charakter tragen. Die Religion des Wilden erhält auch seine Kunst nur immer auf der niedern Stufe, wo jene steht. Gebt dem Otaheiten das Christenthum, er

wird aus seinem Heiligen einen bessern Götzen machen, oder umgekehrt, macht ihn mit edleren Gestalten der Kunst vertraut, und er wird bessere Begriffe über die Gottheit bekommen!

Doch in diesen Behauptungen liegen eben die falschen Maßstäbe und die falschen Folgerungen. Ein einzelnes Götzenbild soll auf die ganze künstlerische Thätigkeit schließen lassen! Die Fortschritte der Kunst sind unabhängig von der Verknöcherung einer religiösen Idee. Das Grausenhafte dieser Bilder ist zu absichtlich, man sieht zu deutlich das Gemachte an dem Schrecken, daß man nicht annehmen müßte, der Verfertiger derselben sei in gewisser Hinsicht Meister seines Gegenstandes gewesen, d. h. die Kunst sei älter, als die Absicht, eine religiöse Idee durch sie zur Anschauung zu bringen. In aller Welt, wo ist der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artistischen

Werke? Mußte die Technik nicht älter sein, als dieser Uebergang? Ist also die Kunst, man mag sie nun Instinkt oder Ueberlegung nennen, ihrem Wesen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeschichte entnimmt, um sie an die Spitze der Kunstgeschichte zu stellen? So kommen wir immer wieder auf den einfachen Satz des Aristoteles zurück, demzufolge der Ursprung der Kunst entweder eine Nachahmung oder eine Ergänzung der Natur ist. In dem lezten Ausdrucke liegt nichts Sublimes, Nichts von einer ewigen Schöpfung, Nichts von einer Verklärung der Materie zum Geiste, wie unsere Kunstkenner wollen, sondern die simple Bemerkung, daß sich der Mensch, was ihm die Natur nicht giebt, z. B. Wagenräder, Waffen und dergleichen mit einer gewissen Fertigkeit selbst verschaffen lernt.

Diese Bemerkungen sind auch gegen die **Hauptperioden der schönen Kunst** von **Amadeus Wendt** gerichtet. **Wendt** hütet sich zwar in seinen Deduktionen, sich dem Vorwurfe auszusetzen, als wolle er die Geschichte konstruiren, doch ist er auch darauf bedacht, den Ideologen nicht fremd zu erscheinen.

Es ist ein ungeheurer Stoff, den der Verfasser in diesem Buche zusammengedrängt und unter einige Gesichtspunkte gebracht hat. Es wird schwer sein, nachzuweisen, wo dabei zu viel und zu wenig gegeben ist. Im Allgemeinen hat wohl die Literatur zu Gunsten der bildenden Kunst zu sehr eingebüßt. Der Verfasser scheint z. B. gar nicht beachtet zu haben, daß man mit vielem Grunde auch von einer philosophischen, historischen Kunst sprechen kann. Doch hielt es schwer, auf einen so kleinen Raum Alles zu vereinigen. Es genügt, die Haupterscheinungen nach einem

historischen Prinzipe geordnet zu sehen. **Wendt** ist mit seinem Gegenstande wohl vertraut, und es ist längst bekannt, daß man namentlich in der musikalischen Literatur in ihm auf einen sehr gründlichen Kenner stößt.

Am Schlusse seiner Darstellung spricht der Verfasser von den Aussichten, die sich für die Kunst in der Zukunft öffnen. Er besizt die Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß diese schlecht sind. Die deßhalb von ihm angeführten Gründe sind zum großen Theile richtig. Es ist die Mißachtung der Kunstformen, die Anarchie der Kritik, der einreißende Dilettantismus und die Virtuosität, es sind die Capricen, Sympathien und Antipathien eines der Kunst immer mehr abgewandten Publikums, die mit einem sichern und aufgemunterten Kunststreben sich nicht vertragen wollen.

Es ist noch mehr! Fast alle Zweige der Kunst sind an sich selbst irre geworden. Die Zeitgenossen sind so

unbillig, immer nur tonangebende, bahnbrechende Genien zu verlangen, sie wollen nur Originalien sehen, und drücken mit der Bemerkung, dies Bild sei im Style Titians, jene Arie sei Rossinisch u. s. f. immer zugleich einen Tadel aus. Daher das Mißtrauen der Künstler in ihren eigenen Gegenstand, daher die Neuerungssucht. Man hebt die alten Unterscheidungen der Kunstformen auf, um sie zu verbinden. Man sucht die Gränzen zwischen der Musik und dem Worte niederzureißen, und hat aus dem Melodrama und der Oper schon die wunderbarsten Dinge machen wollen. Dieselben Kombinationen sind in anderen Gebieten versucht worden, und scheiterten.

Es handelt sich gegenwärtig um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation steht, wissen wir; wo die Literatur, das ist zweifelhaft. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein. Das ist entschieden;

aber soll sie nicht mehr sein? Ja, sie soll mehr sein. Die Literatur schöpft niemals aus der Durchschnitts-Intelligenz. Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können. Unsere Sitten und Gebräuche, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen spiegeln sich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Culminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationalleben spiegelt, und nur ein Echo unserer Misere oder unseres Glücks ist, was bietet sie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroischer Subjektivitäten, welche die Literaturgeschichte so interessant machen, Kometengeister, die die Planeten und Fixsterne durchkreuzen? Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größern Dichter in Deutschland hervorbringen, als **Uhland**, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen

größeren Kritiker, als **Menzel**, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer aristokratischen Literatur. Ich meine, man sollte vor einer Literatur warnen, die den Massen schmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handschuhmacher sein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu stylisiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich sage hier das Aeußerste; aber eine Literatur, welche die Masse porträtirt, wie sie ist, eine Literatur, welche in Versen oder Prosa Niemand anders ist, als du selbst, führt soweit. Es ist unmöglich; man kann die Musen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegasus zur Vermittelung unseres täglichen Brods in den Pflug des Bauers spannen.

Es gibt nur zwei Endziele, für welche sich das Genie

begeistert: die That und die Kunst. Unsere Zeit ist politisch die der Masse und des Gesetzes. Kommen wir zu einem Endpunkte, so geschieht es jezt weniger durch Handeln als durch Dulden. Jene Rennbahn, die das geschichtlich Außerordentliche produzirt, ist verschlossen. Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabensten Opfern ist es Nichts. Die Opfer werden immer allein stehen und keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken. Wo stehen wir? Wir gehören der Welt und der Nation an. Wir müssen Etwas thun, was Ersatz ist für Das, was wir thun könnten. Es muß wenigstens eben so groß sein, wie unsere Vorstellung. Wir ergreifen die Feder.

Da sind die Götter der Literatur! Da ist **Göthe, Schiller**, da ist **Klopstock, Herder, Wieland.** Da

sind die Heroen, die schon an die Unterhaltung dachten: **Jean Paul, Hoffmann.** Wir werden viel aufbieten müssen, um der deutschen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der um uns steht, verengern. Wir werden, indem wir das Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar die Hand drücken und die Häuser Reih herum besuchen und nach dem Befinden der gesegneten Frau Gemahlin fragen. Wir werden uns nur ungefähr so viel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind.

Es ist ein entsetzliches Unglück, daß sich in den lezten zwanzig Jahren gerade diejenigen produktiv mit der Literatur beschäftigt haben, welche keinen Beruf dazu hatten. Die schöne Literatur wurde in dieser Art Etwas, was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im Voraus, daß

Dasjenige, was sich auf die Literatur warf, immer das Unsauberste, Genieloseste und Gemeinste war, was in Deutschland gerade aufgetrieben werden konnte. Nur der Kampf gegen diese Trivialitäten interessirte den Gebildeten; späterhin einige Persönlichkeiten, die sich witzig und schwärmerisch aus sich selbst entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Produktionen anzogen. Es schien, daß diese subjektive Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt, als **Heine**, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufstrebenden Köpfe protestirten gegen eine Verwechslung mit den Männern, welche fünfzehn Jahre hindurch die deutsche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt. Subjektive Beweise mußten geführt werden, daß die Nation von

der neuen Poesie Etwas zu erwarten hat, was gegen die Restaurations-Periode den Vorsprung der Genialität voraus hat.

Was ist Poesie? **Homer** wußte es: aber die Homeriden waren schon im Zweifel. **Aeschylus** wußte es: **Euripides** tastete. **Dante** und **Boccaccio** wußten es: **Sacchetti** fand sich nicht zurecht. **Shakespeare** wußte es: **Ben Johnson** glaubte es besser zu wissen. Die Personen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über Das, was Poesie ist, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der Alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war **Göthe.** Nach solchen in sich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poesie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden, wird darauf eine Aufgabe, die sich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche

Versuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht lösen läßt. Hätte **Schiller** sein Ideal in der Weise der Räuber gefunden, er würde wahrlich im Wallenstein kein anderes gesucht haben. Wäre **Göthe** durch seinen Berlichingen befriedigt gewesen, so hätte er Anderes anders versucht. Aber für Beide darf man annehmen, daß sie erst dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenbaren.

Eine Anwendung dieser Thatsache auf das Neueste ist leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unsere Meinungen ergriffen hat, bemächtigt sich auch unserer Schöpfungen. Die Poesie ist da. Dunstkreise umhüllen ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel scheint. Die Hülle wird immer durchsichtiger werden und der Geschmack eine immer bessere Läuterung bekommen. Um Etwas zu erwähnen, was Jeder kennt; wie konnte sich aus der

Abgeschmacktheit der Peau de chagrin die Unübertrefflichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als durch Balzac's Genie, das sich früher so wenig, wie jezt außer Zweifel setzen ließ! Lelia's hinreißende Poesie war nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie, was der Roman nicht sein soll. André ist ein größeres und beruhigenderes Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese glühender spricht.

Aber blicken wir aus diesen Betrachtungen der Gegenwart, welche nur mit mißvergnügten Resultaten enden können, auf das Alterthum.

Die klassische Literaturgeschichte hat sich, als ein Zweig der Philologie, nach denselben Einflüssen entwickelt, wie die Philologie selbst. Während jene Zeit, die man die Wiederherstellung der Wissenschaften zu nennen pflegt, damit

beschäftigt war, die Materialien zu einer vollständigeren Ansicht der alten Literatur zu sammeln, und für ihr Verständniß meist noch die ersten Elemente zu verbreiten, konnten spätere Geister schon ein weiteres Gebiet übersehen, Zerstreutes nach einem bestimmten Gesichtspunkte vereinigen, Einzelnes in seinem Zusammenhange richtiger erfassen. Aber die Zahl solcher kritischen Köpfe war nur gering, und ihre Untersuchungen erstreckten sich selten auf ein allgemeines Fach der Literatur, meist immer auf einen einzelnen Schriftsteller, dessen Aechtheit sie angriffen oder vertheidigten. Das Ganze der Literaturgeschichte wurde oft zusammengestellt, aber es fehlte an Zusammenhang, an Principien, und was noch mehr sagen will, an Ordnung und Klarheit. Welch' ungeschlachte Masse bilden die Kollektaneen eines **Fabricius** und seines späteren Erweiterers **Harleß**! Freilich kann man jene alten Notizenjäger nur in sofern

anschuldigen, als dieser Tadel Neuere, die Lust haben, in ihre Fußstapfen zu treten, abschrecken soll. Sie verbanden mit der Literatur eines Volkes nicht jene Begriffe, die wir jezt festhalten können, sie wußten keinen Unterschied anzugeben zwischen Biographie, Bibliographie und Literaturgeschichte. Jezt sind diese Fächer mit dem hellsten Lichte beleuchtet worden.

Betrachten wir den Stand unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Bildung, so sind nur zwei Handlungsarten der Literaturgeschichte möglich. Die Eine wollen wir die philosophische, die Andere die kritische nennen.

Für die Charakteristik beider sollte der Begriff der Literatur entscheidend sein, aber in der Geschichte der griechischen Literatur von **M. S. F. Schöll**, sehen wir uns vergebens nach einer stricten Definition dieses Begriffes um, lesen wohl hier und da Einiges über das Verhältniß

der Literatur zu den Antiquitäten, daß sie ein Theil derselben sei, hören von der griechischen Originalität, von classischer Schönheit, und erstaunen endlich über die Bemerkung, daß die griechische Literatur siebenundzwanzig Jahrhunderte umfasse! Also rechnet der Verfasser Alles, was nur mit griechischen Charakteren geschrieben ist, zur Literatur dieses Volkes, selbst die siebzig Dolmetscher, Jesus Sirach und Aehnliches.

Die Philosophen sagen so: Keine Literatur ohne Volk, kein Volk ohne Geschichte, keine Geschichte ohne Philosophie. Die Philosophie begreift den Geist der Zeiten, die Zeit bedingt die Bildung des Volks, die verschiedenen Stufen der Kultur sind die erklärenden Momente der Literatur.

Die Kritiker sagen: Wir kommen aus der Grammatik zu den Schriftwerken von der einen Seite, von der andern begegnen uns unsere Studien aus den Ruinen und

Antiquitäten, wir reichen uns Beide die Hand, und nennen Literaturgeschichte die Darstellung solcher Denkmäler, in der sich Sprachform und Sachinhalt gegenseitig bedingen. Auf der einen Seite verfolgen wir die wechselnden Formen der griechischen Sprache, ihre Dialekte, auf der andern die Erscheinungen des griechischen gesellschaftlichen, religiösen und politischen Lebens, und wenn wir Beides verbinden, so sprühen die elektrischen Funken der ewig denkwürdigen Urkunden des hellenischen Geistes.

Wäre doch Schöll immer diesen beiden Ansichten gefolgt! Wir verlangen nicht einmal, daß er dabei die Einseitigkeit vermieden, daß er durch Verbindung beider Methoden das Rechte getroffen hätte. So würden wir gesehen haben, daß sein Buch dem neunzehnten Jahrhundert angehört.

Die Geschichte von Schöll bedient sich gewisser Kate-

gorien, die längst aufgehoben sind. Alles wird hier noch erfunden. Wie Huskisson die Eisenbahnen erfindet, so erfindet Herodot die Prosa. Wie Columbus Amerika entdeckt, so entdeckt Thales das bisher unbekannte Reich der Philosophie. Homer macht sich den Hexameter, die Tänze werden willkürlich wie Zwischenballete in die Tragödie eingeführt ꝛc. Auch Perioden statuirt der Verfasser. Die erste ist mythisch und ohne Literatur, und doch gibt es darin Dichter, und Dichter, die in einem unfruchtbaren Notizenmeere schwimmen! Welche Ansichten eine neuere scharfsinnige Kritik über Musäus, Linus, Orpheus aufgestellt hat, davon wird entweder gar nicht, oder wie von dunkeln Mysterien gesprochen. Musik, Rhythmus, Tanz scheint der Verfasser nur als Begleitung der Poesie zu kennen, da sie doch die Ursprünge der Dichtung, selbst der einzelnen Dichtungsarten sind. Die zweite Periode, die bis

auf Jahr und Tag streng markirt ist, klammert die Anfänge der Literatur ein, die dritte die Blüte, und endlich mit einer sechsten Periode oder mit dem Jahre 1453 endet die griechische Literatur. Vieh- und Menschenärzte, Architekten und Mathematiker, Alles tanzt hier den Reigen der Literatur mit, und Jeder trägt ein langes Schleppkleid von Editionen und Uebersetzungen.

Schöll war ein Deutscher, aber seinen Aufenthalt hatte er meist in Paris, er sprach deutsch und dachte französisch. Er besitzt also auch jenen anmuthigen, leichten Styl, den **Börne** silbern nennt, im Gegensatz zum deutschen kupfernen oder goldnen. Man erwartet demnach oft feine, witzige Bemerkungen, geistvolle Charakteristiken und ähnlichen Ersatz für die Gründlichkeit. Sie fehlen; oder soll man jene hohle Deklamation, jenen Styl der Akademie des Inscriptions, jene alltäglichen Chrien über die Originalität

des griechischen Geistes, über ihre Würde und Schönheit für solche nehmen? Das Tiefste wird verkannt. Medeens Liebe, wie sie die Dichter schildern, wird als eine Leidenschaft getadelt, die weder Schamgefühl, noch kindliche Liebe kennt. Haben sie die französischen Tragiker so gefaßt?

Jason und Medea ist im Gegentheil eine der anziehendsten und sinnvollsten Mythen des Alterthums. Nicht nur die wundervolle Reliquie, das goldene Vließ, und die Heerfahrt der tapfersten Griechen, um es zu erobern, gibt uns ein Bild eines antiken Kreuzzuges, sondern auch die Liebe Medeens, die sich dem Fremdlinge, dem feindlichen, zuwendet, erinnert an die dunkellockigen Zuleimen und Fatmen, die den fremden Kriegern ihr liebebegehrendes Herz schenkten.

Medea ist ein weiblicher Faust, nur daß sie, wie dieser nicht, erst am Rande des Freudenbechers gekostet hat, sie läßt sich nicht verjüngen, sondern ist selbst noch jung. Aber gemeinsam ist beiden die dämonische Natur und dennoch das Bedürfniß des Menschlichen. Medea ist in allen Zauberkünsten erfahren, sie überwindet selbst die geheimsten Kräfte der Natur, und Hekate, die furchtbare Nachtunholdin, steht mit ihr in dem vertrautesten Verhältnisse, dennoch muß sie das tiefe Weh der Liebe empfinden; sie, die Schreckliche, wird zum willenlosen Werkzeuge der fremden Krieger, nachdem sie Jasons göttergleiche Gestalt gesehen. Sie flieht mit dem Geliebten die Heimat und die Eltern, ja sie ermordet ihren Bruder, um nur im Lande Jasons in die ersehnte bräutliche Kammer treten zu können. Auf dem Meere tritt immer mehr ihre alte Zaubernatur hervor, das Pathos der Liebe steigt immer mehr herab, im

väterlichen Hause verläßt sie Jason. So nahm Theseus die Ariadne von Kreta mit sich heim in's Vaterland, aber auf Naxos ließ er sie zurück. Denn Theseus und Jason waren Helden, deren größtes Werk, bei jenem die Erlegung des Minotaurus, bei diesem die Erbeutung des goldnen Vließes und die Besiegung der es bewachenden Graunwunder, nicht ihr Werk war, sondern Derer, die ihnen ihre Liebe schenkten. So lös't sich das treue freundschaftliche Verhältniß Gunther's und Sigvrit's, weil Jenen der geheime Gedanke wurmt, nicht durch sich selbst, sondern durch Sigvrit's Tapferkeit und Gewandheit sein Weib erworben zu haben, und gern willigt er in des Lästigen Tod. Solcher Parallelen erlauben die Mythen der alten Völker mancherlei.

Cornelius Tacitus.

Die kleinen Geister, die die Größe eines **Tacitus** in Worte kleiden wollten, sind noch nicht übereingekommen, wie sich die Eigenthümlichkeiten dieses Mannes classificiren lassen. Der Eine hat ihn zum Philosophen gemacht, und zum **Seneca** in die Schule geschickt. Andere machten aus seiner Liebe für die alten treuen Sitten eine pedantisch antiquarische Leidenschaft, die den Mann verzehrt habe. Die neuesten Gelehrten endlich setzen die Kunst der Form über die Redlichkeit des Inhaltes, sehen im Agricola nur ein Meisterstück der biographischen Kunst, in den Annalen und Historien eine ziemlich gelungene Probe, ob sich in die Geschichtsdarstellung nicht dramatische Elemente aufnehmen ließen. Man spricht auch wohl von Weltanschauung, Pragmatismus und Seelenmalerei, aber in einem Worte liegt

der Zauber des **Tacitus**'schen Griffels: Er liebt die Freiheit wie Keiner!

Man sagt, **Tacitus** stellte die Tugend über Alles. Ich entgegne: Man kann ein ehrlicher Mann sein, und wird darum noch nicht die Freiheit lieben; aber die uneigennützige Liebe der Freiheit ist auch immer die Liebe der Tugend. Der Despotismus gewährt nur den Lastern Schutz, weil er weiß, daß große Seelen ihre Sehnsucht nach der Freiheit in der Uebung der Tugend zu offenbaren pflegen. **Tacitus** verachtete seine Zeit, weil in ihr die Tugend nur mit Erlaubniß des Kaisers triumphiren durfte. **Tacitus** dachte nicht, daß die Laster der Römer sie unfähig zur Freiheit machten, sondern daß die Sklaverei sie verhinderte, ferner noch tugendhaft zu sein. Es gab der ausgezeichneten Männer noch viele, aber sie mußten entweder den Schauplatz selbst verlassen, oder den Schein der Mittelmäßigkeit

um sich verbreiten, wollten sie länger geduldet werden. Nicht so sehr eine schlechte, als eine unglückliche Zeit! Weil man nicht wußte, wie man große Thaten begehen sollte, so tödtete man sich, um durch den Muth eines freiwilligen Todes zu zeigen, was man hätte thun können. Noch vergoß man Thränen um einen geliebten Vater oder Gatten, den der Tyrann hatte tödten lassen, aber diese Empfindungen waren bald ein Verbrechen, die die Anklage auf Mitschuld und dieselbe Strafe nach sich zogen. Verrath und Hinterlist umspann die unschuldigsten Aeußerungen und Bewegungen; alle Wände lauschten, von seinen Feinden wurde man verdächtig gemacht, und wer keinen Feind hatte, den verrieth sein Freund. Daran erkennt man die schlechten Menschen, aber die noch schlechteren Umstände, unter denen sie handeln mußten.

Man sagt, die Freiheitsliebe des **Tacitus** war nur

seinem Römersinne untergeordnet, er war Römer in seinen Tugenden und in seinen Vorurtheilen. Warum? Weil **Tacitus** die Siege eines Agricola preis't? Weil er an den Fortschritten, die die Waffen des Germanikus machen, so freudigen Antheil nimmt? Weil er, wenn er von den Thaten des Corbulo spricht, sich des Ausdrucks bedient: unser Ruhm, unsre Siege? Ach, es ist wahr, wie sehr wir die Tyrannen hassen und unsern Mitbürgern fluchen, wenn sie sich einem unerträglichen Joche bereitwillig beugen, so erwacht doch wieder die alte Liebe, wenn sie mit unsern Brüdern in's Feld ziehen, wir vergeben ihnen und folgen theilnehmend ihren Kriegen, machen ihre Sache zu der unsern, und sprechen dann von unserm Ruhm, unsern Waffen, unsern Siegen! Darin besteht die Größe der wahren Freiheitsliebe, daß sie sich niemals grausamen Empfindungen, selbst gegen ihre Feinde nicht, überlassen wird.

Tacitus war nur Römer, so lange er die Freiheit über Alles setzen durfte. Er sehnte sich nach den alten Zeiten, weil sie auf dem Forum ein freies Volk versammelt gesehen hatten, er liebte die alten Sitten, weil sie Männer schmückten, die nur gerechten und freien Gesetzen unterthan waren.

Es ist ein alter Vorwurf, der die Volksfreunde schon oft getroffen hat, daß sie im Glauben an die Götter indifferent wären. Man erstaunt, auch bei Tacitus so viel Gleichgültigkeit gegen die Religion zu finden und hat sich daher beeilt, ihn zum Philosophen zu machen. Dieser Umstand erklärt sich aber anders. Die Freiheit führt schon seit dem Anfange alles Irdischen mit dem Himmel eine Art von Prozeß. Wir müssen die Schläge des Despotismus ertragen und dabei so oft hören, daß sich unsere Peiniger auf dieselbe Autorität berufen, die uns als lezter Trost noch übrig blieb. Noch nie ist das Schicksal der Freiheit

günstig gewesen, während die Despotie sich am lieblichsten Sonnenscheine wärmen durfte. Daher dieser sonderbare Groll gegen einen Thron, der uns von Kindesbeinen an immer so monarchisch, so wenig konstitutionell geschildert worden ist. **Tacitus** würde am Tage der Freiheit so gut den Olymp gesäubert haben, wie es später die Ueberschwänglichen mit dem nüchternen, von den Bourbonen so oft citirten blauen Himmel der Christen thaten. Allerdings hätt' er darauf einen 20. Prairial gefeiert, denn er läugnete die Götter nicht, sondern haßte sie nur: er würde die bessern unter ihnen wieder zu Herren der Altäre und Tempel gemacht haben. Aber **Tacitus** wußte, daß die Götter in Rom nur durch Dekrete des freien Volks zur Verehrung zugelassen waren, es schien ihm daher undankbar, daß sie dies Volk im Unglück verließen und die Tyrannei in ihren Schutz nahmen. In einer so schlechten Zeit, wo die höchste

und schwierigste Kunst die Schmeichelei war, mußt' er glauben, daß selbst die Götter schmeicheln gelernt hätten.

Warum man nur den **Tacitus** auf unsern Schulen liest? Für die Schönheiten seines Styls sind die Schüler noch nicht empfänglich, und seine Gedanken werden ihnen niemals einleuchten, weil sie die Lehrer selbst so selten verstehen. Nur in einem spätern Alter, wo die Vergleichungen mit unserer Zeit, in der sich nur das Alte wiederholt, dem Erfahrnen schon vertrauter sind, sollte man sich mit diesem unsterblichen Schriftsteller bekannt machen. Freilich ist es nicht Trost und Erquickung, was er uns geben kann, aber mit großartigen Empfindungen wird er unser Herz erfüllen, er wird uns mit Muth und Ausdauer für die Kämpfe der Gegenwart stählen, wir werden Vieles bei ihm lernen, was uns an unsern Zeitgenossen immer dunkel geschienen ist. In dieser Hinsicht ist **Tacitus** noch wenig benuzt worden.

Will man dafür ein Muster haben, so lese man die unübertreffliche Skizze, die Camille Desmoulins in seinem alten Franziskaner von den Zeiten des **Tacitus**, als Spiegel für seine eigene entworfen hat. Man findet sie bei **Mignet** im achten Kapitel seiner Revolutionsgeschichte.

Man pflegt die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften zu nennen; doch gingen ihnen schon mancherlei Bestrebungen voran, wodurch jene Regeneration den Charakter eines Wunders verliert. Ich glaube, daß sogar die berüchtigte Scholastik den menschlichen Geist in seinen Fortschritten gefördert hat.

Bekanntlich trennten sich die Scholastiker in Realisten und Nominalisten. Die Realisten sprachen den sinnlichen, unserer Anschauung zunächst gelegenen Dingen das wahre

Sein ab, und schrieben es nur den allgemeinen Begriffen, den Universalien zu. Die Nominalisten standen dem Aristoteles näher, weil sie der Erfahrung ein größeres Recht einräumten. Die Realisten würden wir heute Idealisten nennen, weil sie in platonischen Ansichten wurzelten. Ihren Gegnern sind die individuellen Einzelnheiten wahr und wirklich, die sogenannten Universalien aber nur leere Abstraktionen, die allein eine Beziehung auf die Thätigkeit des Verstandes, keine auf die wirkliche Realität haben.

Der Mysticismus äußerte sich in früheren Zeiten mehr mit seiner spekulativen Ausbildung, in späteren mit praktischer. Namentlich standen in Deutschland und Holland Männer auf, die jene mit so vieler Erbitterung behandelten scholastischen Streitfragen verwarfen, und auf ein lebendigeres, das innere und äußere Leben erfassendes Christenthum drangen. In den Niederlanden zeichnete sich in dieser

Hinsicht **Gerhard de Groote** aus, der Gründer einer besondern Brüderschaft, die sich dem Unterrichte der Jugend weihte. **Thomas a Kempis** schrieb ein geschmackvolles, den Geist des reinsten Christenthums athmendes ascetisches Buch, und bildete so geschickt einige fähigere Köpfe, daß diese späterhin viel zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland beitragen konnten.

Die neue wissenschaftliche Richtung nahm in Italien ihren Anfang. Die Namen eines **Petrarca** und **Boccaccio** glänzen in diesem Zusammenhange eben so sehr als unter den Dichtern in italienischer Zunge. Fürsten und Staatsmänner hielten es für die schönste Zierde ihrer Wirksamkeit, das wieder erweckte Studium der klassischen Literatur zu befördern. Gelehrte oft sehr angesehene Griechen brachten nach der Einnahme Konstantinopels nicht nur eine große Anzahl bisher vermißter oder nur in wenigen Exemplaren

vorhandener griechischer Schriftsteller mit, sondern auch die schon ganz untergegangene Kenntniß der griechischen Sprache selbst. Auch Deutschland kostete die Früchte dieses neuen regsamen Eifers. Man war gewohnt, seine Studien auf italienischen Universitäten zu vollenden, und italienische Lehrer kamen selbst auf deutsche Universitäten, wo sie als Docenten der Poesie und Beredtsamkeit die humanistischen Studien beförderten.

Hiedurch geschah es, daß die Philosophie nicht mehr ein Streit war zwischen **Plato** und **Aristoteles**; sondern **Plato** kämpfte gegen **Plato**, **Aristoteles** gegen **Aristoteles**; nämlich der wahre gegen den falschen. Nur aus sehr trügerischen Quellen hatte das Mittelalter die Schriften dieser Weisen gekannt. In der griechischen Ursprache wurden sie nicht gelesen, und die lateinischen Uebersetzungen kamen nicht einmal unmittelbar aus dem Griechischen

sondern aus dem Arabischen; ja Vieles hielt man für Platonisch und Aristotelisch, was offenbar Machwerk einer spätern Zeit war. Selbst der Gegensatz **Plato's** und des **Aristoteles** war nicht vollkommen erkannt worden; man war allgemein überzeugt, daß die spätern Neuplatoniker nicht nur die ächten Schüler des Meisters, sondern auch die wahren Versöhner jener beiden Philosophen wären. Allein jezt lernte man den Grundtext nach eigener Ansicht kennen, und Nichts kann verschiedener sein, als die Platonische Philosophie der frühern Zeit, und wie sie nun bei **Petrarka, Ficinus** und dem Grafen **Pico von Mirandola** erschien. Auf diesem Wege kam auch in Deutschlend **Nikolaus von Cusa** zu einem System, das an Originalität alles Frühere übertrifft, und vorzüglich merkwürdig ist durch die Annäherung an neuere und neueste Philosopheme unserer Zeit.

Zuletzt entschied die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die nicht nur in den Verkehr der Gelehrten die größte Lebhaftigkeit kam, sondern auch die schnelle Verbreitung der damals so kühn auftauchenden Ansichten allein möglich wurde.

Für Deutschland ist der gekrönte Dichter **Conrad Celtes** der vorzüglichste Repräsentant jener ersten begeisterten Periode, als die durstenden Seelen aus den Brüsten des Alterthums ihre klassische Milch und Nahrung sogen. **Celtes** übertrug seine neue Bildung noch nicht, wie **Reuchlin, Erasmus** und Andere, auf die Behandlung bestimmter Disciplinen; sondern das Alterthum ist bei ihm Selbstzweck, und er selbst ein unmittelbarer Nachfolger des **Alcäus** und **Horaz**. Wenigstens gab er sich dafür aus.

Reuchlin brach für jene Studien eine freie Bahn, welche späterhin die Reformatoren zur Begründung ihrer

Lehrmeinungen beständig rege erhalten mußten. Er war der Lafayette der Reformation. Sein Name wirkte wie Zauberschlag auf seine Zeitgenossen, und die Sache des Lichts und der Wahrheit war auch immer die seinige. Für ihn kämpfend, kämpften seine Anhänger gegen die Anmaßung der Orden, gegen die Verketzerungen gallichter Theologen. Durch **Reuchlin** wird hauptsächlich Das repräsentirt, was in der Theologie die Freiheit der Wissenschaft ist.

Erasmus aber gehörte zu jenen Beklagenswerthen, die in der Absicht, selbst zu täuschen, immer betrogen werden. Weil er Jedermanns Freund sein wollte, traute ihm Niemand; ja weil er in der Verstellung nur lebte, konnte er nicht einmal gegen sich selbst aufrichtig sein. Man hat sich gewohnt, sich ihn immer schlau lächelnd zu denken; man hat das **Erasmus**'sche Lächeln zum Sprichwort gemacht. Aber **Erasmus** lächelte den Männern von Witten-

berg nicht zu, sondern er erschrack vor ihnen. Er erschrack, daß man sich entschloß, an eine Sache nicht mehr zu glauben, wo er schon längst es für anstößig gehalten hätte, daß man daran glaubte. Er begriff nicht, wie man von der Opposition gegen den Pabst und die Hierarchie solchen Aufhebens machen konnte. Er erschrack um so mehr, weil er sah, daß **Luther** eine Gränze hatte, und daß er doch noch an einige Dinge glaubte, welche **Erasmus** mit dem Papste und der Hierarchie in eine Kategorie stellte. Aehnliche Erscheinungen erleben wir noch immer. Wenn man die Wahrheit nicht im ganzen Umfange besitzen kann, so zieht man es vor, einstweilen lieber bei der Lüge zu bleiben.

Die Darstellung der deutschen Poesie des Mittelalters war bisher nur ein rohes Aggregat einzelner Notizen. Das Höchste, was die altdeutsche Philologie erreichte, und was

sie als eine Schematisirung ihrer Stoffe benuzte, war eine Analogie der griechischen Literaturgeschichte. Wie nämlich die Griechen an die Verschiedenheit ihrer Völkerstämme auch die Entwickelung der verschiedenen Dichtungsarten, an die Jonier das Epos, an die Aeoler und Dorer die Lyra anschlossen, so wollte man auch an die deutschen Dialekte die besondere Ausbildung einzelner poetischer Gattungen anknüpfen und daraus ein durchgreifendes Theilungsprinzip entwickeln. Allein wenn auch die Sprache als Organ der Darstellung für die Eigenthümlichkeit der Poesie immer sehr entscheidend gewesen ist, so hat doch die deutsche mittelalterliche Dichtkunst kein rechtes subjectives Interesse. Ihre Geschichte kann weniger von vortrefflichen Dichtern erzählen als von vortrefflichen Stoffen. Die Zeit dichtete gleichsam den Dichtern vor; aus ihrer Riesenharfe fingen sie für ihre, aufrichtig gesagt, sehr schwachen Leiern den klingenden Ton

auf. Die Sprache ist also für die deutsche Literatur-Entwicklung so unwesentlich, daß man nicht nur den dunkelsten, verworrensten Dichter, **Wolfram von Eschenbach**, wenn nämlich der Titurel von ihm herrührt, dennoch den Repräsentanten der deutschen Dichtkunst im Mittelalter nennen darf, sondern auch manches lateinische Sprachdenkmal zur Erklärung jener Poesie benutzen muß.

Ueber diese Ansicht, welche zum großen Theil auch die **Lachmann's** ist, gingen in der neueren Zeit **Rosenkranz** und **Gervinus** hinaus, der Lezte unabhängiger als der Erste. **Rosenkranz** verarbeitete jene Geschichtsansicht, welche in jeder Lage einen eigenthümlichen und nothwendigen Culturzustand sieht, und die Würde des Geschlechts nicht allein auf den Gipfeln der Bildung, sondern auch in den Anfängen, und in jeder Stufe findet, die zum Höhepunkt führt. Man kann mit vieler Achtung von diesen

Prinzipien sprechen, ohne darum ihre Consequenzen zu billigen. Das ängstliche Bestreben **Rosenkranz's** um philosophische Begründung führt den talentvollen Mann auf zwei sehr ungünstige Ausgänge. Theils hat sich bei ihm der Scharfsinn mit der Wahrheit nicht ganz vermählt, theils übertreibt der Verfasser den Werth seines Gegenstandes, und sezt ihn dadurch unwillkürlich herab. Wenn er an die Unschuld der einfachsten Dinge mit seiner philosophischen Manier in Prozession heranwallfahrtet, so ironisirt er nur seinen Gegenstand, den man unwillkürlich belachen muß. Er führt seine Leser mit einem grotesken Pathos an Oerter, wo er Schätze zu heben verspricht, und wo sich nur der flachste Sand findet. Die Poesie des deutschen Mittelalters ist von Hause aus des großen Aufhebens nicht werth, und sinkt, auf eine so preziöse Art behandelt, vollends im Werthe.

In der Einleitung seiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter unterscheidet **Rosenkranz** drei Kunstformen: Symbolik, Plastik, Romantik. Die leztre kommt dem Mittelalter zu. In dieser ganzen Entwicklung herrscht durchweg eine Verwirrung Dessen, was in der Mythe, und Dessen, was in der Kunst höher steht. Der Verfasser sezt die Plastik höher als die Symbolik, und mit Recht, wenn es der Kunst gilt; aber er stellt auch den religiösen Inhalt höher, und daran hat er Unrecht. Der indische Mythus mit seinen tollen Extravaganzen steht dem ursprünglichen Gottesbewußtsein näher, als der griechische, wo die Idee der Gottheit schon bis zum Menschen versunken war, und im todten Marmorblock erstarb. Sind überhaupt Symbolik und Plastik coordinirte Begriffe? Bezeichnen sie mehr als einen graduellen Unterschied? —

Bei **Rosenkranz** ist das Mittelalter episch, und doch

nennt er den Streit der Kirche und des Reiches lyrisch. Dieser Streit ist ihm gerade das Mittelalter. Wie lös't er diesen Widerspruch? Genug, er bleibt bei dem Satze, jene Aera sei ein Epos gewesen und ihre Poesie gleichfalls; Epos, Lyrik und Didaktik müssen sich aber nun ausscheiden lassen, wenn auch nur als Momente jenes epischen Charakters, der dem Ganzen eigen bleiben mag. Seine Ansicht ist diese: Zwar hat im Mittelalter auch die Lyrik ihre Blüten getrieben, aber nur solche, die aus dem Boden jener Zeit sprießen und in ihrer Sonne gedeihen konnten.

Aber wie? Wenn man unsre Zeit die dramatische nennt, finden sich in ihr nicht auch Elemente, die unser Drama bedingen? Ist unser Leben nicht an Gesetze gebunden, die auch für unsre Kunst verbindlich sind? Sind wir also dramatisch nur in so fern, als wir zugleich episch

sind? **Rosenkranz** schildert die epische Literatur auf eine vortreffliche Weise, aber ihm zu Folge gibt es nun keine schwäbischen Dichter mehr, es gibt keinen **Walther von der Vogelweide** mehr, keinen **Gottfried von Nifen**, keinen **von Singenberg**, **von Lichtenstein**, **von der Warte**, **von der Aue** mehr, keinen **Veldecken**, keinen **Nithardt**. Dafür nur Sänger der Geschlechtsliebe, des Frühlings, des Tanzes, der himmlischen Liebe, Sänger als „Kritiker des bestehenden Lebens,“ des weltlichen und geistlichen Zeitgeistes. **Rosenkranz** zerstört die Individualität der lyrischen Dichter, zieht aus jedem ihrer Gesänge das Thema aus, bringt die Resultate unter Rubriken, und das Wichtigere sind nun jene Abstraktionen, irdische, himmlische Liebe, Lust des Maien, der Tanz u. s. w. nicht mehr die Sänger, die diese besungen haben. Seine Behauptung, daß die Macht der Persönlichkeit bei diesen Dichtern nicht

mehr so hervorgebrochen ist, wie bei den heutigen, ist nur zum Theil wahr; denn **Walther, Ulrich von Lichtenstein**, fürstliche Sänger, die Sänger auf der Wartburg haben zwar in verwandten Tönen gedichtet, aber jeder nach seiner eignen persönlichen Empfindung und nicht ohne Rücksicht auf die Schicksale und Bedürfnisse ihres Lebens. Sie alle haben erst gelebt und dann gesungen. Und es wäre eine mörderische Ansicht des Mittelalters, wenn man seine Objectivität so weit ausdehnen wollte, daß die in ihm lebenden Personen nur Das gethan und gelebt hätten, was an jedem Stein, an jeder Pflanze ein eingeschriebenes Gesetz ihnen befohlen hätte.

In einer speziellen Schrift behandelte **Rosenkranz** früher schon das Heldenbuch und die Niebelungen.

Er entwickelte darin die Sage aus dem Volksgeiste und zeigte, wie diesen die besondere Geschichte des Volkes

modifizire, und der Volksgeist wieder die Sage; darnach ordnete er die Gedichte des Heldenbuches.

Die Völkerwanderung, das Drängen der Völker um den Rhein, Attila, der aufgeschlossene Orient sind für die besondere Gestaltung der deutschen Sage entscheidende Momente. Sigfrit ist auch Sigenot, Dietrich ist auch Hug- und Wolfdietrich, nur durch andere Einflüsse anders bestimmt.

Zulezt geht die volksmäßige Sage, je mehr sie der kirchlichen sich nähert, in eine andere Form, die romantische über.

Die Niebelungen bezeichnen die Verbindungen des Sigfrit'schen und Dietrich'schen Sagenkreises. Wer ist der Verfasser der Niebelungen? **Lachmann** wurde der **F. A. Wolf** dieser Frage. Er lenkte sie von dem Verfasser der Niebelungen auf die Entstehung der Form ab,

spricht von zerstreuten Rhapsodien, deren Vereinigung das Werk eines späteren Diaskeuasten gewesen wäre. Den mythischen Inhalt des Gedichtes betreffend, so gibt es zwei Ansichten, nach welchen entweder das Gedicht historisch verstanden, und die Burgundische Geschichte zur Erklärung herbeigezogen wird, oder theologisch und typisch, wornach Sigfrit gleich Baldur, Dietrich gleich Thor u. s. w. wären. **Lachmann** schlägt einen Mittelweg zwischen Beiden ein. Sigfrit ist ein Heros, die Niebelungen sind Dämonen, desgleichen Hagen und Günther, Brunhild aber eine Valküre.

Durch diese Hypothese wird freilich manche dunkle Stelle der Niebelungennoth erklärt, aber wie kann man zwischen Sage und Mythe einen so genauen Unterschied feststellen! Die Götter als ci-devant lebende Menschen zu fassen, mag die unzulässige Annahme des Euhemerismus

sein, aber daß die Heroen ursprünglich von der Erde zum Himmel gestiegen sind, wird schon dadurch bewiesen, daß sie von dort nicht wieder herabkommen.

Ein zweites Hauptwerk des Mittelalters ist der Titurel, ein Gedicht, über welches die verschiedenartigsten Urtheile ausgesprochen werden. **Lachmann** nennt es albern, **Gervinus** horribel, nur **Rosenkranz** hält dafür, daß der jetzige Titurel ein unwesentlich verändertes Produkt **Wolfram's von Eschenbach** wäre, das Produkt eines Dichters, der gleich **Dante** einen Dom des Mittelalters aufgebaut hätte. In diesem Titurel findet **Rosenkranz** die Ansicht jener Zeit vollständig ausgesprochen, den tiefgefühltesten und ohne Versöhnung gelassenen Gegensatz von Kirche und Staat.

So viel steht fest, daß der kursirende Titurel eines Dichters, wie **Eschenbach** gänzlich unwürdig ist; Wenige

sind in dem Fall, daß sie ihn gelesen haben. In den fleissigen frommen Tagen der Restauration habe ich sogar die Heidelberger Handschrift abgeschrieben, und mich selbst von der Nüchternheit und unausstehlichen Breite dieses Titurel überzeugt.

Was soll man aber sagen; es existiren ungefähr hundert und siebzig Strophen eines Titurel, die so schön sind, daß sie in der That von **Wolfram von Eschenbach** herrühren könnten. Der Verfasser des schlechten Titurel gibt sich für **Eschenbach** aus, daraus schloß man, daß **Eschenbach** wirklich einen Titurel, aber einen unendlich ausgezeichneteren gedichtet habe. War dieser Schluß nicht vielleicht übereilt? Die Frage ist noch immer nicht entschieden worden.

Philosophie.

Auf diesem Felde hat die Heftigkeit der wissenschaftlichen Polemik nachgelassen, doch arrondirten sich die verschiedenen Systeme in mancherlei positive Zustände, welche in den Bereich des Staates und der Kirche gehörten. Unfähig, den ebenbürtigen wissenschaftlichen Kampf auszuhalten, kämpften manche dieser Doktrinen plötzlich mit jenen unerreichbaren Waffen, welche sie einer bedeutenden Stellung im Staate

und sonstigen Bevorzugungen verdanken. Was früher nur im Gebiete der Wissenschaft als entgegengesetztes Prinzip galt, das charakterisiren diese Herren jezt als falsche Lehren. Kann es einen böswilligeren Ausdruck geben? Als falsche Lehre ist jede freie Aeußerung gleich verdächtigt und in die Kategorie jener Irrthümer gestellt, welche zu bekämpfen sich alle Staaten das Wort gegeben haben.

Wo die Prinzipien ausgingen, und nichts mehr zurückblieb als Hochmuth, Intoleranz, Haß und Gewissenlosigkeit, da konnte man bald darauf kommen, solche Mittel zu ergreifen. Alles, was gegen **Schelling** spricht, wird von ihm als ein Werk des Satans bezeichnet, und Wer sich erlaubt, an der Folgerichtigkeit der **Steffens**'schen Deduktionen zu zweifeln, wird ohne Weiteres in das revolutionäre Getriebe unserer Zeit hineinconstruirt. Falsche Meinung!

Als wenn sich nicht Jeder glücklich schätzen würde, die wahre zu haben!

Am edelsten entwickelte sich noch die **Hegel**'sche Philosophie, die, um sich nach dem Tode ihres Meisters halten zu können, auf wirkliches Talent angewiesen war. Sie ist am sprechendsten im wissenschaftlichen Verkehre verblieben, und hat sich mit rühriger Theilnahme nach mancherlei Seiten hingewandt, wo sie entweder Andere, oder auch nur sich selbst bereichern konnte.

Zwischen **Schelling** und **Hegel** schürt sich die polemische Debatte immer glühender an. Die **Hegel**'schen sind zaghaft, die **Schelling**'schen vornehm. Professor **Hinrichs** hat in den Berliner Jahrbüchern eine sentimentale Klage erhoben, daß der Freund vor'm Freunde, der Bruder vor'm Bruder nicht mehr sicher sei, und vergaß dabei im Schmerze die neuesten Behauptungen **Schellings** zu widerlegen. Wäre

das Leztere denn so unmöglich gewesen? **Schelling** übersah, daß **Hegel's** Philosophie kein System, sondern ein Akt ist, daß man ihre einzelnen Fundamentalsätze für Stationen auf dem Wege eines logisch-subjektiven Prozesses halten muß. Wenn **Schelling** das **Hegel**'sche Vor- und Rückschlagen der Ideen nicht begreifen kann, so findet ja **Hegel** in seiner Negation nur eine Elastizität, die gar nicht in den Dingen, sondern in der größern oder geringern, in der unendlichen Energie des beliebigen Denksubjektes liegt. Man nenne diese ewige Persönlichkeit des real-idealistischen Prozesses Abstraktion, oder Absorption, oder Annihilirung, oder Reduktion des unbestimmten, prädikatlosen, wie die Alten sagten, Seienden, oder, wie **Hegel** sagte, reinen Seins, so ist die Formel, daß alles Sein gleich Nichts sei, entweder eine große Thorheit, oder nichts als der belauschte Zustand des Denkenden, die einfache Beschreibung einer

reflektirenden Thätigkeit im Menschen, die psychologische Erklärung einer nur historischen Thatsache. Allein das Unglück der jungen **Hegel**'schen Schüler ist, daß sie nicht gewohnt sind, selbst zu denken. Von der Phrase über die Objektivität des Gedankens verführt, nehmen sie die Gedanken gleichsam als Etwas, das am Wege fix und fertig liegt, und vergessen es, die Wahrheit, wie ihr Meister es that, aus sich herauszuspinnen, und an ihre innere Befähigung zur Gedankenentwicklung zu appelliren.

Professor **Krug** glaubte ein Recht zu haben, sich in diesen Streit zu mischen. Einem schadenfrohen Kinde gleich, das Rübchen schabt, wenn seinem Gegner ein Unglück passirt, stellte er sich hin und pfiff und hezte, gleich als bissen sich zwei Hunde. **Krug** ist ein Mann von köstlicher Unabhängigkeitslust. Warum mußte aber diese unermüdliche Regsamkeit und protestantische Unverbesserlichkeit an einen

gar so trivialen und oberflächlichen Denker verschwendet sein. —

Ernster war der Kampf zwischen **Bachmann** und **Rosenkranz**. Hier fielen so harte Ausdrücke, daß man wünschen mußte, ihr Echo wäre durch bessere Resultate des Kampfes gemildert worden; aber woher sollen diese kommen, wenn der Hochmuth den Einen sagen läßt, er halte seinen Gegner für einen Schüler, und den Andern, er halte seinen Gegner für einen Mann, von dem er Nichts lernen könne? **Bachmann** zeigt, daß es ihm Ernst um die Sache ist; doch wenn er wirklich seinen Gegner für so unbedeutend hielte, so würde er kein Buch gegen ihn geschrieben haben. **Rosenkranz** dagegen versieht es darin, daß er sich in Allgemeinheiten zurückzieht, und durch den recht dringenden Wahrheitseifer seines Gegners sich nicht veranlaßt fühlt, an seinem Erkenntnißbaume ein wenig stärker zu rütteln.

damit man auch etwas von reifen Früchten herabfallen sieht. Es ist durchaus für die **Hegel**'sche Philosophie ein immer lebhafter werdendes Bedürfniß, daß sich ihre Anhänger von dem Universalismus des Systems und seinen sonstigen Anwendungen zurückziehen, und die Wahrheit ihres Meisters mit dialektischer Originalität aus sich selbst herausconstruiren. **Rosenkranz** ist ein an Resultaten ungemein reicher Kopf, aber die wenigsten davon hat er selbst gefunden. **Bachmann** weiß nicht so viel, seine Gedanken haben keinen idealischen Nimbus, aber der Schweiß steht ihm auf der Stirn, es ist ihm heilig um die Sache zu thun.

Herbart hat durch seine Versetzung nach Göttingen ein günstigeres Terrain gewonnen; er gab vor Kurzem einen Umriß pädagogischer Vorlesungen heraus, die Folgendes aufregen: Das Erziehungsprinzip der Alten war formell, das unsere ist reell. Jene bezweckten die Kunst des Lebens,

wir bezwecken nur Thatsachen. Bei den Alten fing die Erziehung mit dem Staate an, und hörte mit den häuslichen Tugenden auf; wir erziehen aus dem Hause in den Staat hinaus. Sonst lag in den Sitten die Erziehung; jezt hängt das Sittliche ganz von der Erziehung ab, ja sogar das Moralischsittliche; denn ich glaube, wenn man einmal auf den Grund des menschlichen Gemüthes steigt (und das thut alle heutige Pädagogik), so rüttelt man immer die schlummernde Erbsünde auf, die sich bei den Alten in großen Beschäftigungen und Entschlüssen von selbst verflüchtigen machte. Seit die geniale Erziehung der Alten verschwunden ist, kann man auch erst recht fühlen, daß der Mensch, dies reine, von Natur und Sitte losgerissene Abstraktum, von Natur schlecht ist. Ohne Prügel, ohne die Combination (ich sage nicht den Instinkt!) der Ehre, ohne ein ferneres eigennütziges Calkül wären aus der Mehrzahl unter uns

nur Diebe geworden. Ist dies nicht wahr, so muß man es wenigstens fürchten. Die Alten fürchteten, daß ihren Kindern das Gemeine könnte angeboren sein. Wir haben alle Ursache, dasselbe von den Verbrechen auch bei den unsern zu glauben.

Herbart mißbilligt vielleicht diese Parallele und die Hypothese von des Menschen ursprünglicher Erbärmlichkeit; doch kommt sein psychologischer, gewiß richtiger Grundsatz ganz darauf hinaus. Es ist erfreulich, in diesem zwar rhapsodischen, aber an Erfahrung nicht armen Büchlein das Prinzip der Strenge vorwalten zu sehen. Auch sind die Vorschriften **Herbart's** alle praktisch, und halten sich fern von jener illusorischen Schwärmerei, die nirgends mehr verderben kann, als in der Erziehung. Das, was sich im Kinde am frühsten entwickelt, ist der Widerstand, dies herrliche Unterpfand, daß der Knabe einmal künftig die Selbst=

ständigkeit seines Willens, oder das Mädchen die Selbstständigkeit ihrer Unschuld bewahren kann. Aber niemals wird zu befehlen verstehen, wer nicht gehorchen lernte. So glaub' ich, daß die Erziehung überaus restriktiv sein muß, und das ganz nach jener biblischen Maxime: Züchtige, was du lieb hast, da es noch jung ist!

Wie das Vielregieren, taugt auch das Vielerziehen nicht. Dem Zöglinge Alles zurecht machen, ihm jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, immer nachdenken, was die beste Methode ist; das ist das beste Mittel, untergeordnete und verzärtelte Charaktere zu schaffen. Man sollte die Eigenschaft als Erzieher niemals trennen von Dem, was man sonst im Leben vorstellt, nie den Ton höher oder tiefer schrauben, wenn man zu dem Kinde redet. Das Saatkorn des Talents und des Charakters liegen in der jungen Seele vergraben, und beide schießen von selbst auf, wenn nur

eins dem Kinde gelassen wird, Raum, sich selbst zu bewegen. Laß deinen Zögling sich akklimatisiren an deine Natur mit allen ihren unverdeckten Eigenheiten! Das beste Erziehungsmittel ist nicht der pädagogische Grundsatz, sondern der Besitz der pädagogischen Natur. Die rauhe und spröde Natur ist hier oft die beste, wenigstens ist die die schlechteste, die Jedem vorschweben wird, wenn er an gewisse glattgescheitelte Lehrer denkt, namentlich der weiblichen Jugend, die immer naiv, immer kindlich, immer im Sinne der Ostereier sprechen, und nur damit enden, daß sich ihre Zöglinge früh über sie lustig machen. Um eine pädagogische Ausdünstung, möcht' ich fast sagen, eine pädagogische Phosphorescenz zu haben, sind gerade oft die schroffsten Manieren, und ist besonders das Eine nöthig, daß man in seiner erwachsenen Sphäre bleibt, und es dem Kinde überläßt, an uns hinaufzuklettern. Wenigstens werden auf diesem Wege

geistreiche und charakterfeste Kinder erzogen. Kinder sollten in einer Familie gar nicht beachtet, sondern immer als ein etwas lästiges Möbel hier- und dahin gedrängt werden; man soll sie nach dem ungerechten Maßstabe, den man an Erwachsene legt, beurtheilen, kurz so verfahren, wie ungebildete und arme Leute von selbst thun; dann kann man gewiß sein, daß man an Buben und Mädchen Freude erlebt; denn sie werden genial sein, wie es bei den Armen immer der Fall ist, wenn man deren Kinder nur in einer gewissen Periode abfinge und einer weiteren Ausbildung anheim gäbe.

Meine rigoristische Theorie führ' ich auch in der Schule durch. Das Geschwätz von Veredlung der Sitten durch das klassische Alterthum! Die unnütze Polemik des Realismus gegen die humanistischen Studien! Ich denke mit **Lessing**, daß alle Bildung der Jugend formell sein soll.

Was dem Zögling eingeprägt wird, ist doch Etwas, was er später entweder von selbst verlernt oder verlernen muß, weil es falsch ist. Das aber, was bleibt, ist die gespannte Muskelkraft des Geistes, logisch-formelle Enterhaken, die Alles, was ihnen unterkömmt, scharf anpacken, Assiduität und Gedächtniß. Deßhalb scheint mir das kritisch-grammatisch-philologische Studium der Alten in der ganzen Pedanterei, welche die Jugend ja nicht merkt, besonders wichtig, weil es dem Geiste mehr nützt, als der realistische Brei von Länder- und Völkerkunde, mehr als **Pestalozzische** Verstandesübungen, mehr als die Eleganz neuerer Schulmänner, die gern **A. W. v. Schlegel** und „die tiefe Bedeutung des Alterthums" im Munde haben. An der knöchernen lateinischen Grammatik beißt man sich die ersten Zähne des scharfsinnigen Urtheils aus. Der Brei des Gehirns rinnt zu Gedankenflocken zusammen, die Philosophie

baut sich schon einige unsichtbare Stufen, das kann selbst die Mathematik so nicht erreichen, wie das Traktiren der alten Autoren. Die Mathematik ist leerer Formalismus, es ist das Uebereinanderklappen dummer Telegraphenlettern. Mathematik hat nichts, als die Form selbst zu ihrem Inhalt, es ist ein künstliches Gebäude, das für sich besteht, und gar keine freie Anwendung leidet. Findet man nicht immer, daß die scharfsinnigen Mathematiker im Leben vor lauter Zerstreuung und unlogischen Combinationen sich lächerlich machen? Mathematiker, die in einem Conzert die Musik überhören, während sie oben an der Decke des Saales die Kreise des Simses ausmessen? Den wahrhaft energischen Formalismus, das Bett künftiger Gedanken, verdankt die Jugend den Alten und unsern alten Orbilen, die uns einst so vielen Kummer und Spaß verursacht haben. In diesem Sinne hatte **Heinrich Laube** Recht,

wenn er irgendwo von mir drucken ließ, daß ich für die griechischen Partikeln schwärme.

Aber wenn man von Erziehung spricht, kann man das Aufhören nicht finden!

Theologie.

Fünfzehn Jahre hindurch stritt man über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung, des Rationalismus und Supernaturalismus. Die Zeit von 1813 an war ernst; man suchte in religiöser Gesinnung Trost und Erhebung, und wer nicht an der Praxis des politischen Lebens zum Kämpfer wurde, ward es durch den Streit der theologischen Theorien.

Die Sache selbst war nicht neu; man mußte auf den

alten Streit des aufgeklärten Deismus mit der Orthodoxie zurückkommen, und man kann wohl sagen, daß damals die Wahrheit besser entschieden war, als sie es jezt wurde. Die Gegensäze des Wissens und Glaubens schienen zu verschwinden. Man war daran, nicht mehr die Consequenzen der beiden Seiten für sich zu ziehen, gegen einander zu halten, oder wie man wohl jezt will, sie zu versöhnen, sondern einen ersten Grund für Beide aufzuweisen, und sie in ihren Ursprüngen auf die gleiche Quelle zurückzuführen. Dies war damals das Werk der Philosophie.

Ich behaupte sogar, daß die deistische Aufklärung einen sehr großen Vorzug vor dem Rationalismus hatte. Denn jener war wenigstens aufrichtig; frei und unabhängig hatte er seiner Beziehung zum Christenthume längst entsagt, und bei der Annahme gewisser moralischen Lehren allein das praktische Bedürfniß zur Norm genommen. Der Rationalismus

dagegen kommt nie zu einem Resultate, er bleibt immer in der Mitte mit einem Obgleich — Jedoch stehen, und ist kaum etwas Anderes, als eine kritische Funktion, welche die Ansichten des Deismus biblisch und symbolisch ausdrücken will. Die Deisten hatten keinen Cultus, die Rationalisten sind Priester.

Die Rationalisten sagen, daß sie von **Kant** herstammen. Das ist unrichtig. **Kant** durfte auch zur Grundlage des Supernaturalismus gemacht werden. **Steudlin** z. B. ist Kantisch-supernatural. Als diese Stütze wankte, lehnte sich der Rationalismus an **Luther** an, aber auch diesen nahmen die Supernaturalisten in Anspruch. Endlich wandte man sich an die Bibel, allein die Andern folgten immer nach. Man kann aus der Bibel die Vernunft und den Glauben, das göttliche Recht und die Republik zu gleicher Zeit nachweisen.

Seitdem hört man nur von einem biblischen Rationalismus, von einer historischen, kritischen, notiologischen, wie **Paulus** halb lateinisch, halb griechisch sich ausdrückt, Interpretation der Bibel nach den Grundsätzen der Vernunft, des Lexikons und der Grammatik; von einem biblischen Supernaturalismus, der die Bibel für eingegeben hält, entweder mittelbar oder unmittelbar, je nachdem Einer mehr oder weniger glauben zu können sich zutraut. Jedermann wollte nur Das annehmen, was in der Bibel stand, und Jedermann fand, was er finden wollte.

Die Rationalisten trugen einen entsetzlichen Erklärungsapparat zusammen. Auf der einen Seite **Ernesti**, und die Verdienste der Philologen um die klassische profane Literatur; auf der andern die Orientalisten, der morgenländische Sprachgebrauch, die Allegorie, der Talmud, und die Weisheit von Alexandria. Man wies nach, welche einfache

Anschauung die Juden unter einem Sohne Gottes hatten, wie in der Bibel nichts von Gott als Sohn stünde, wie die Kirchenlehrer so geneigt wären, die heidnischen Begriffe von körperlichen Erscheinungen Gottes, von einem durch seinen Opfertod zum Gott werdenden, und doch durch seine Geburt schon Gott seienden Herkules auf **Christus** zu übertragen. Die Kenntniß der indischen Mythe öffnete neue Quellen zur Widerlegung des Dogma's, als eines unbiblischen und unchristlichen. Es sei nur die Gewöhnung einer spätern Zeit, den Opfertod **Christi** als Versöhnung, als Sühne fremder Schuld zu nehmen; wenn **Christus** ein Versöhnungslamm genannt werde, so müsse die Kenntniß der jüdischen Archäologie lehren, daß hier nicht von einem Opfer zur Tilgung aller Schuld, sondern von einem Erinnerungsmahle an die ägyptische Sklaverei die Rede sei.

Jede entdeckte Blöße ist hier aber mehr, als ein kritisches

Versehen, ein philologischer Fehler; sie ist zugleich eine Erschütterung des dogmatischen Systems der Gegenpartei. Je öfter sie wiederkehrt, desto mehr nimmt die Verlegenheit, sich aussöhnen zu können, zu. Die Supernaturalisten hätten nun zwei Wege, sich ihrer ungelegenen kritischen Gegner zu entledigen, gehabt, aber Eitelkeit und Besorgniß verhindert sie, sie zu betreten. Sie wollen nicht ununterrichteter scheinen, als die Andern, und manches aufgefundene Versehen derselben spiegelt ihnen die Wahrscheinlichkeit eines Systems vor, das auf dieselben historischen Grundlagen angelegt auch ihr dogmatisches Gewissen befriedigen könnte; statt daß sie besser thäten, ihre Bibelverehrung, das kritische Gesetz von der Analogie des Glaubens, die symbolischen Bücher in unvermischter Reinheit zu erhalten. Denn, was freilich höher und der Wahrheit näher stünde, wagen sie niemals, jene kritischen aus den Religionsbegriffen, die den

Anfängen des Christenthums gleichzeitig gelten, hergeleiteten Einwürfe der Verklärung der christlichen Lehre dienstbar zu machen. Man hat sich gewöhnt, eine solche Verbindung christlicher und orientalischer Ansichten bald mystisch zu nennen, bald päpstelnd. Die Folge dieses geringen Muthes ist Stillstand und Rückfall in die alte Verschiedenheit der Prinzipien.

Ein zweiter aus innerem Bedürfniß hervorgegangener Versuch, einen Annäherungspunkt zu finden, lag im Gefühl des christlichen Lebens, im praktischen Interesse der Seelsorge. Die Rationalisten traten auf der Kanzel, die Supernaturalisten auf dem Lehrstuhl ihren Gegnern näher. Jenen konnte die immer wiederkehrende Erzeugung des Christenthums in jedem einzelnen Gemüthe nicht ohne eine Art unmittelbarer Offenbarung möglich werden; diese durften einer solchen Erscheinung ihre Anerkennung nicht versagen, und

sie thaten es um so bereitwilliger, je mehr sie sich gewöhnt haben, das Christliche unter jeder Gestalt zu verehren, und die frommen Zustände als Ersatz der Lehreinheit zu nehmen. Jener supernaturale Rationalismus hält die vernunftgemäße historische Forschung für die Konturzeichnung der christlichen Idee, den Glauben an die Gemüthsoffenbarung für ihr Kolorit. Das Eine gebe dem Leben sein Licht, das Andre seine Wärme. Der rationale Supernaturalismus dagegen flieht gern aus der Gegenwart in die frühere Geschichte des christlichen Glaubens, läßt selbst dem spätesten Katholicismus die Früchte seines Glaubenseifers, seiner übertriebenen Andacht, und verhält sich gegen seine Zeitgenossen nachgiebig, duldsam. Ich möchte doch behaupten, daß die **Neander**'sche Schule zum rationalen Supernaturalismus gehört.

Der entschiedenste deutsche Rationalist ist **Paulus** in Heidelberg. Ausgestattet mit einer reichen Fülle orientalischer

Gelehrsamkeit, gründlicher Kenner des alten Testaments, glücklicher Forscher in den ersten historischen Entwickelungen der christlichen Kirche, hat er sein ganzes Leben dem richtigen Verstande der Bibel und dem Kampfe gegen die theologischen Illusionen gewidmet. Sein größeres Verdienst für die Theologie besteht darin, daß er von den Begriffen: Glauben, Gerechtigkeit, Gnade u. s. f. den traditionellen Glorienschein hinwegnahm. Diese stereotypischen Ausdrücke für christliche Wahrheiten waren zu Formeln geworden, mit denen in der Geschichte der christlichen Kirche die Phantasie ihr Spiel zu treiben pflegt. Die meisten mystischen und alle orthodoxen Systeme ruhen auf diesen Grundlagen, ohne daß sie die Bibel schon in jener Bedeutung nachweisen kann, die ihnen später verliehen wurde. Hier nun erfand **Paulus** jene Uebersetzungen, wo die Pistis Ueberzeugungstreue, die Gnosis Denkgläubigkeit, und die Gerechtigkeit

Geistesrechtschaffenheit wurde. Man kann sagen, daß hier das Tiefe ein wenig verallgemeinert ist; aber **Paulus** ist ein Mann, der die Lüge der Theologie haßt, und nichts desto weniger mit glühendem Eifer für die Religion seiner Ueberzeugung schwärmt. Es ist überhaupt eine der schönsten Seiten des Deismus, daß er sich in seine kahlen und inhaltlosen Begriffe mit heiliger Andacht versenkt, und durch strenge konsequente Tugendübung in der That noch immer die Orthodoxie übertroffen hat.

Wir müssen noch einmal auf **Kant** zurückkommen, den wir eben so sehr zum Prinzip des Rationalismus, wie Supernaturalismus erhoben sehen. **Kant** ist in der That der Vater der neuen Mystik. Dieser Satz scheint paradox und überrascht, aber er ist wahr. **Kant's** Untersuchungen endeten mit dem bekannten Ding an sich. **Jakobi** hat es

sehr passend eine Pensionirung der Dinge in Gnaden, einen ehrenvollen Ruhestand genannt, oder doch seinen eigentlichen Ausdruck, es wär' ein Otium cum dignitate so verstanden. So wie überhaupt der Rationalismus und Supernaturalismus nur ein Streit über Ende und Anfang eines Cirkels ist, da die Einen da anfangen, wo die Andern aufhören, und Jeder an den Anfangsort des Andern zurückkehrt, eben so hörte **Kant** mit dem geheimnißvollsten aller Wesen, dem Ding an sich, dem Wesen selbst auf, und öffnete so allen forschenden und fühlenden Seelen eine Nacht, die sie mit ihren dunkeln Eingebungen durchtappen mögen.

Fichte's Einwirkungen außerhalb der philosophischen Schule sind mehr mit dem öffentlichen politischen Leben der Deutschen im Zusammenhang, als mit dem religiösen. Seine erste Schrift, die Kritik aller Offenbarung, war so

sehr im Geiste **Kant's** geschrieben, daß man diesen selbst für den anonymen Verfasser derselben hielt. Seine spätere Wissenschaftslehre fand schon als philosophische Disciplin so viel Hindernisse ihres Verständnisses, daß eine Anwendung derselben auf andere positive Doktrinen mehr als gewöhnlich erschwert wurde. Ja, die Intoleranz der chursächsischen Regierung, die vom Weimar'schen Hofe die Absetzung des Jenaer Professors als eines Atheisten verlangte, machte die Beziehung der **Fichte**'schen Lehre auf die Theologie noch um so schwieriger, da Gefahr damit verbunden war.

Schleiermacher hat das große Verdienst, in einer Zeit allgemeiner Lauheit und Gleichgültigkeit für religiöse Empfindungen, zuerst wieder das Geheimniß des Herzens gepredigt zu haben. Er drang auf jenen Muth, mitten in die Räume der bewegten Welt mit seiner Sehnsucht nach höherem Leben zu treten, die geheimsten Falten der Seele

zu öffnen und das Bedürfniß einer Gemeinde nicht zu verschweigen. Diese Ansichten bringen ihn in ein nahes Verhältniß zu **Jakobi.** Die Unmittelbarkeit der Erkenntniß, die ewige Offenbarung Gottes an das Gemüth sind in den Lehren dieser Männer Elemente, die mit Recht mystisch genannt würden, wenn sie weniger auf eine Erklärung menschlicher Zustände, als auf die Erkenntniß des Einwirkenden zielten. Mystik ist das Lauschen auf den heimlichen Gott; die angedeutete Gefühlslehre das Lauschen auf den heimlichen Menschen, und ihr eigentlicher Nerv die Psychologie. Das Christenthum wurde hier eine Thatsache des Gemüths; was sich in ihm nicht bewährte, fand keine Stelle in der Dogmatik.

Man sieht den Unterschied vom gewöhnlichen Rationalismus, der zwar auch nach dem bekannten Grundsatze: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, verfährt, das

Ethische aber nur als Sitte, Gewohnheit, Art und Weise, sich in den Verhältnissen des Lebens zu benehmen, gelten läßt. Ein Anderes ist der Satz, daß die Lehren des Glaubens sich als Momente des Lebens und nur in so fern als wahrhaftig erweisen müssen, ein Anderes, daß von diesen Lehren Nichts gültig, wenn nicht ein moralischer Zweck ihre nächste Bestimmung sei. Man sieht leicht ein, daß die Ausgleichung der Ansicht vom Christenthum, als einer Thatsache des Bewußtseins mit gewissen positiven Kirchenlehren eine schwierige Aufgabe ist, daß die Kritik hier die entschiedenste Stimme haben muß, und so ist aus **Schleiermacher's** eigenthümlicher Glaubens-Ansicht die historische Kritik des neuen Testaments hervorgegangen, in welchem Fache deutscher Scharfsinn Erstaunenswerthes geleistet hat.

Die Resultate der **Kant**'schen Philosophie gingen darauf hinaus, die lezten Gränzen der philosophirenden Vernunft

zu bestimmen. Seine Anhänger begnügten sich mit der von ihm vorgezeichneten Demarkationslinie des Denkens, und verfolgten die praktische Richtung, auf der sie postulirend ihr spekulatives Bedürfniß befriedigen mochten. **Fichte's** Idealismus steigerte diese Richtung wieder zur höhern, metaphysischen Spekulation, indem er den gesuchten Gott in das absolute Ich, dem das individuelle Ich einverleibt sei, stellte. Die religiösen Grundsätze der **Schelling**'schen Philosophie konnten sich an diese ersten Prinzipien schon anknüpfen. In so fern nämlich Gott, als das absolute Ich, kein Andres außer sich, kein Nichtich, haben kann, als Komplex, um uns etwas pantheistisch auszudrücken, jener unendlichen Ichzahl der Individuen, aber freilich doch im Gegensatz gegen die für den Einzelnen unläugbare Nichtich-welt stehen muß; so ergibt sich daraus die Nothwendigkeit seiner persönlichen Offenbarung in Raum und Zeit. Die

Naturphilosophie spricht dies Resultat in ihrer Beziehung auf Religion als ersten Grundsatz an. Ihr Streit mit **Jakobi** hat ihr Verhältniß zum Christenthum in ein helleres Licht gestellt; sie stand diesem darum näher, weil sie auf eine persönliche Wirksamkeit Gottes, auf eine historische Offenbarung drang, während **Jakobi** nur die weibliche Natur des Geistes, also das menschliche Gemüth, empfangen und die unendlichen Gefühle als eben so unendliche unmittelbare Einwirkungen der Gottheit gelten ließ. Je mehr aber in der **Schelling**'schen Lehre die Verehrung des Historischen sich entschied, desto mehr auch das gegebene Interesse der Gegenwart. Die Kirche trat an die Stelle der philosophischen Schule, und jeder Schüler trug sein Erlerntes in seine Heimat, von der er gekommen war, zurück. Die Einen vertrauten sich wieder dem Schooße der katholischen Kirche, die Andern schwuren auf die symbolischen

Bücher. Auf jener Seite ergriffen den katholischen bischöflichen Hirtenstab **Görres**, **Windischmann**, **Günther**, auf dieser protestirten **Daub**, **Marheinecke**; beide haben ihren spekulativen Papst und Beschützer, dort **Franz Baader**, hier **Hegel**; im Lichte der **Jakob Böhm**'schen Aurora finden sie sich als Glieder einer Kirche wieder.

Hegel hat sich vielfach und mit Entschiedenheit als einen Protestanten bezeichnet. Seine Schüler, die mit ihrer Konstruktionssucht überall zur Hand sind, rechnen selbst den Besitz eines norddeutschen Katheders hieher. Der dialektische Scharfsinn seiner Untersuchungen ist den positiven Satzungen der Kirche, den Lehren des **Athanasius** und **Augustinus** zu Gute gekommen. Was dem katholischen Lehrbegriff noch am nächsten steht, ist die bestimmte Ausbildung der Lehre vom heiligen Geist, der auch die spätern Christen in alle Wahrheit leiten würde, daher die Annäherung an die Lehre

von der Tradition. Der Sinn, den die Identitätslehre in die Dogmen von der Erbsünde, Dreieinigkeit, Gnadenwahl, Genugthuung legte, soll kein hineingetragener, kein Erklärungsversuch sein, sondern er beruht auf dem tiefsten logischen Gesetz und ist dies Gesetz selbst. Der Uebergang vom Nichts zu allem Sein, das ewige Moment der Negation, des Abfalls von Gott, das innere Erbeben der Kreatur, ihr ängstliches Sehnen und Harren, des göttlichen Seins wieder theilhaftig, aus dem unseligen Zustande des ewigen Werdens erlös't zu werden, die Ueberwindung des verneinenden Prinzips durch den werdenden Gott, der nicht nur ein einzelnes Moment der primitiven Gottesidee, sondern diese vollständig, in bestimmtester Konkretion selbst ist, das endliche Reich des Geistes, der mit sich selbst versöhnt und aus sich selbst wieder geboren ist; alle diese Begriffe sind die Grundlagen des **Hegel**'schen Systems, und ihre

Beziehung auf die christlichen Dogmen kann nicht schwer fallen.

Diese theologische Consequenz der **Hegel**'schen Logik ist auf **Marheinecke**, einen scharfsinnigen Denker und gelehrten Kenner namentlich der Entwicklung des christlichen Lehrbegriffs, übergegangen. Leider verschmäht er mit **Hegel** so sehr die Gesetze der äußern Darstellung, daß seine Dogmatik einem in die Bedeutung der naturwissenschaftlichen und **Hegel**'schen Schulsprache nicht Eingeweihten nüchtern und inhaltsleer erscheinen muß. Mehr fühlt man sich durch die Leistungen der von den streitenden theologischen Parteien an diese neuere Lehre herangetretenen Anhänger befriedigt. Wir nennen von Seiten des Rationalismus die Schriften von **J. Rust**, von Seiten des Supernaturalismus von **Göschel**.

Eine Zeitlang hielt man **B. H. Blasche** für einen

theologischen Anhänger der Naturphilosophie. Wer mit ihr bekannt ist, wird die Verschiedenheit seiner Lehren leicht entdecken, selbst wenn **Blasche** sich diese Stellung nicht ausdrücklich verbäte. Allerdings sind viele seiner Ansichten vorzüglich über die Harmonie des Weltganzen von den Resultaten **Schelling**'scher Untersuchungen nicht verschieden, doch ist nicht nur seine Beweisführung eine andere, sondern auch der ganze Standpunkt der Philosophie bei ihm anders gestellt. Wem ist nicht die Bedeutung der christlichen Grundlehren innerhalb der Naturphilosophie bekannt? **Blasche** hält sie nur für ein zufälliges Objekt, an das die Wissenschaft erklärend, aufhellend, berichtigend herantrete. Er will jenen Begriff, den die Kirche für Offenbarung gibt, erst philosophiren, d. i. erst die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des gewöhnlichen, philosophischen Begriffs der Offenbarung nachweisen, und diesen dann auf jenen kirch-

lichen Begriff als eine Erklärungs- und Urtheilsnorm anwenden. Der Weg, den **Blasche** zu diesem Behufe einschlägt, ist ein einfach logischer. Er sucht an jedem Satze den Gegensatz sich klar zu machen, um durch richtige Unterscheidung der Differenz die Wahrheit der unterschiedenen Dinge selbst zu erkennen. Das Gute ist nur in so fern, als es ein Böses gibt; kein Recht, wenn kein Unrecht; kein Licht, wenn keine Finsterniß, und umgekehrt. So bedürfe auch Gott des menschlichen Geistes als Werkstatt seiner Offenbarung, ja die erste Anlage im Menschen ist schon der Keim des göttlichen Seins, ihre Ausbildung die erst möglich, jezt wirklich gewordene Offenbarung. Diese Lehren sind nicht neu. Sie sind aber in neuerer Zeit weit tiefer entwickelt worden, haben auch zu befriedigenderen Resultaten geführt, als der lezte Inhalt der **Blasche**'schen Offenbarung ist. Die Entwickelung dieses Begriffes beginnt bei ihm mit

so vielen Versprechungen und meistens treffenden Urtheilen über den Geist der alltäglichen Theologie, gibt aber zulezt keine andern Lehren, als die verworfenen, obschon mit dem Scheine einer größern logischen Wahrheit.

Der Kampf der theologischen Parteien innerhalb des Protestantismus endigte mit einer Verlegenheit. Die Gemeinde verlangte Lehreinheit, sie ist aufgelös't, wenn die symbolischen Grundlagen ihr Ansehen verlieren. Die Meinungsverschiedenheit ist vorhanden; wem gebührt das Recht zum Schlüssel der Kirche? oder wird der Begriff der Kirche zerstört werden? oder bleibt das Bedürfniß in der Gemeinde zu leben ewig, und wird nur die Form der Befriedigung eine andere? Hierüber schweben noch alle Antworten.

Die neuere politische Aufregung hat die Streitigkeiten der Theologie zurückgedrängt; die Theologie ihrerseits

mischte sich zwar in sie hinein, aber es ist kein Verlaß auf sie. Im ersten Akte schwören euch die Theologen Treue auf Leben und Tod, und im lezten sind sie es, die euch verrathen haben. Wer hat dem Volke mehr von Freiheit und Unabhängigkeit gepredigt, als seine Lehrer in der Schule und auf der Kanzel! Man braucht nur zehn Jahre sich zurückzuwenden, so wird man diese Männer überall von verjährten Vorurtheilen reden hören, von sklavischen Satzungen einer finstern Zeit, von der Nothwendigkeit vollkommener Gewissensfreiheit. Als später die Massen aufstanden, da hätten diese Lenker und Bildner versöhnend, beruhigend, Frieden und Eintracht predigend, in ihre Mitte treten sollen; hätten ihren Einfluß dazu anwenden können, dem zügellosen Ausbruch der Leidenschaften Einhalt zu thun, und die geäußerten Wünsche in den Weg der Gesetzmäßigkeit zurückzulenken, aber sie flohen in die

Camarilla, und predigten gegen Das, was sie hatten befördern helfen. —

Thron und Altar.

Obgleich die Alten auf unerklärliche Weise an ihrer wunderlichen Fabellehre hingen, und die Verehrung der Götter von den Institutionen des Staates abhängig machten, so war ihnen doch ein Territorialsystem im Sinne der Neueren unbekannt. Sie ließen wohl erst ein Dekret des Volkes vorangehen, um dem Cultus der phrygischen Lärmgöttin nebst einem großen Steine, der eine durch Rhea repräsentirte Kraft der Cybele ausdrücken sollte, in Rom einzuführen; doch gibt die Toleranz der Römer gegen alle fremde Culte hinreichend zu erkennen, wie geringfügig bei ihnen die Verbindung politischer und religiöser Ideen war.

Der Staat war ihnen etwas in sich Abgeschlossenes, ein Ganzes, das keiner weitern Integration bedurfte. Ueberall, wohin die Waffen der römischen Republik siegreich vordrangen, blieben die heimischen Altäre in Ehren gehalten, ein Grundsatz, der durch eine Art von Superstition sogar einen heiligen Beischmack bekam. Die Alten fanden das Göttliche nicht im *Gegenstande* ihrer Verehrung, sondern in der *Verehrung* selbst. Sie waren weit entfernt, fremden Göttern eine geringere Macht als den eignen zuzuschreiben, und fürchteten wenigstens negativ eine Reaktion der unterdrückten Culte, die Rache der fremden Gottheiten. Bei dem gränzenlosen Universalismus, der beim Untergang der alten Welt die Religion ergriff, bei den zahllosen Personificativen göttlicher Begriffe und den Hypostasen mystischer Ideen kann diese Toleranz weniger auffallend, oder doch für unsere Zeit weniger beweisend erscheinen, da es

der Vergleichung zum größten Theile an gleichen Merkmalen gebricht.

Erst das Christenthum schuf die schwankenden Wechselseitigkeiten von Kirche und Staat. Aus einer kleinen Krippe wandte sich das Christenthum an die Welt, von Personen an Völker; politische Institutionen umging es sorglich, umging es sogar mit weltlicher Klugheit, jener christlichen Schlangenklugheit, deren Gebote, namentlich in Betreff der Obrigkeit, man niemals so verbindlich hätte machen sollen, als von theologischen Politikern und politischen Theologen geschehen ist. Mit Constantin wurde jene unglückselige Idee von christlichen Staaten geboren, das Territorialsystem mit seiner intoleranten Devise: cuius regio, ejus religio. Die Hierarchie und das weniger staatliche als volkliche Element der mittelalterlichen Dynastieen milderte einen Grundsatz, der im Zeitalter Ludwigs XIV. der Bundesgenosse

des absoluten Dogma's werden mußte, und in Dragonaden sich kenntlich genug aussprach. Der Papst und der Kaiser kannten schon längst das Prinzip des modernen Systems; sie stritten über das Recht der geistlichen Belehnung, über Abhängigkeit der Landeskirchen von einem unter ihnen; sie debattirten die ganze neuere sogenannte Episcopalfrage: ihre historische Stellung gab ihnen beiden nur zu viel Gleichgewicht der Macht, sonst hätten sie schon einen Streit entscheiden können, der unter andern Verhältnissen später wieder aufgenommen und auf eine wunderliche Weise zu Gunsten beider Parteien entschieden wurde.

Wer kann läugnen, daß sich beide, die Kirche und der Staat, im Schutze des Territorialsystems vortrefflich befinden? Der Staat, welcher von der Kirche die Beweise für seine Existenz, sie mag auch noch so historisch ungerecht sein, leihen darf; die Kirche, welche ihre Dogmen mit den

Bajonetten der Gewalt vertheidigt? Das ist es: Die Revolution oder, wie **Bretschneider** in einer Schrift über diesen Gegenstand sagt, „die Unruhigkeit der Völker" hat eine bequeme Allianz, eine Allianz der Nothwehr zu Wege gebracht. Seitdem kann das Territorialsystem als von drei Parteien benuzt angesehen werden, von der ideologischen, der servilen und zulezt sogar von der revolutionären Partei.

Die ideologische Doktrin fängt bei den Ahnungen, welche sich in der Edda schon vom Christenthum finden, an und hört bei dem Widerstande gegen die Juden-Emanzipation auf. Der Ideologie ist das allgemein Menschliche immer so viel, als das Germanische: sie kennt den modernen Staat nur unter dem Prinzip des Christenthums: absolute oder constitutionelle Monarchie, gleichviel, beide sind für sie Nazarenische Blüten. Diese Partei wird immer bereit sein, jeden neuen Orden, den ihr Landesfürst stiftet,

schon in der Bibel typisch angedeutet zu finden. Gehört der Tierspartí zu ihr? Man sollte es glauben, wenn man die Abgeordneten der Badischen Kammer über Judenthum sprechen hört, wie **Rotteck** sich vor einer Consequenz seines eignen Vernunftrechts scheut, und ein Herr Herr, ein Priester, nicht umhin konnte, zu erklären, daß er lieber die Cholera, als die Juden-Emanzipation seinen Committenten nach Hause bringen wollte.

Das Territorialsystem im servilen Sinne ist eine in's Weite getriebene Uebertragung der geistlichen Gewalt auf den Landesfürsten. Hier kann die politische Macht sich jede Einmischung erlauben. Sie wird den Fürsten zum Hohenpriester der Nation machen, und ihn mit einer geistlichen Bureaukratie umgeben, welche, wenn sie über großes Vermögen geböte, viel Aehnlichkeit mit der Englischen Hochkirche hätte. Rationalismus und Supernaturalismus haben

gegen dies System protestirt. Dieser will die Kirche in kleine Gemeindeparzellen, in Conventikel auflösen, und eine Gesellschaftsverfassung der Kirche errichten, die selbst bis auf den Bruder- und Schwesterkuß der alten apostolischen Zeit nachgeahmt ist. Jener geht weiter als die apostolische Zeit. Die Presbyterien läßt er: er dringt aber auch auf Synodalverfassung, auf eigne Gesetzgebung, auf eine Autonomie der Kirche. Er will neue Concile, — ein böses Wort, das immer an Huß und Costnitz erinnert. So lange diese beiden Meinungen noch in unerträgliche Extreme ausarten können, mögen sich die Zeitgenossen bei dem monarchischen Territorialsysteme beruhigen, welches früher oder später das Schicksal der Bureaukratie theilen muß, nach deren Muster es militärisch zugeschnitten wurde. Ich meine, es wird dem Drange des Liberalismus weichen: es wird, n es sich an die Civil-Gesetzgebung und politische

Verfassung anschließt, alle die Chancen miterleben, welche dieser selbst bevorstehen, mag es nun eine frühere oder spätere Verbesserung sein, eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde, wie Mirabeau sagte.

Zulezt ist es denkbar, daß selbst die Revolution von dem Territorialsysteme Gebrauch macht. Sie hat es schon gethan. Es liegt in der Natur der Revolution, auch in ihrer Art, in einen faktischen Despotismus auszuarten. Die Revolution sezt sich gern auf den leer geworden Thron und umgibt das Contra mit derselben Autorität, die das Pro kaum abgelegt hat.

Für das Christenthum ergibt sich hieraus, daß ihm kein System so nachtheilig ist, als die Territorialverfassung. Denn indem diese die Kirche an den Staat knüpft, kann sie mit ihm auch unwiderbringlich verloren gehen. Kuppelt nicht so Vieles zusammen, was das Alterthum trennte!

Die Verbindungsketten lassen sich im Augenblicke der Gefahr nicht so schnell lösen: das Eine reißt das Andre fort. Ihr sagt: wir sind sicher vor der Zukunft! Ich glaub' es; aber die Sicherheit liegt darin, daß man gefaßt ist für alle Fälle.

Bretschneider beleuchtet in seiner Schrift: „die Theologie und die Revolution" die verschiedenen Fragen, welche in das Verhältniß von Kirche und Staat einschlagen, mit specieller Rücksicht auf die schwebende Sachlage in Deutschland. **Bretschneider** ist ein mäßig freisinniger, hinreichend denkender Kopf, der die Geschichte der Reformation aus den Quellen studirt hat, und nur zuweilen an priesterlichen Paralysen leidet. **Bretschneider** argumentirt zu viel ad hominem. Es kann nur spaßhafte Wirkungen hervorbringen, wenn er, um den Rationalismus gegen die Anschuldigung, als sei er revolutionär, zu vertheidigen,

fragt: haben die südamerikanischen Staaten **Wegscheider's** Dogmatik gelesen. Studirte Marat **Bahrdt** mit der eisernen Stirn u. s. w.? Ueberhaupt ist es gehässig, von irgend einer wissenschaftlichen Parteimeinung zu behaupten, daß sie vorzugsweise auf die Revolution hinarbeite: eben so wie keine Empfehlung des Rationalismus darin liegt, daß er für die Monarchie, die Republik oder überhaupt für irgend eine politische Confession sprechen sollte. Denn sei es nun, daß Rationalismus Unchristenthum oder Perfektibilität der Lehre **Jesu** ist: er soll den Kern der christlichen Idee nicht in Auslegungen und Insinuationen verhüllen. Er soll zugestehen, daß Christenthum Weltreligion ist, und sich an jede politische Gestaltung deßhalb accomodirt, weil es ohne alle Beziehung auf den Staat gestiftet wurde. Das Christenthum ist entweder eine theokratisch-apostolische Gesellschafts-Verfassung, der Traum

des Pietismus, oder es macht jede Partei selig. Petrus hört an der Himmelspforte nur auf die, welche reines Herzens sind.

Die Parteien, die innerhalb der katholischen Kirche hervortreten, müssen sich schroffer gegenüberstehen, als in der protestantischen. Hier ist ein ewiges reformatorisches Element wesentlich, die Nüancen der verschiedenen Meinungen sind nicht so auffallend, weil ihre Mannichfaltigkeit schon für jedes Neue einen verwandten Anklang darbietet; im Katholizismus aber ist nur mit einem Scheine von Widerspruch schon das Princip gestört, die Vernunft des Einzelnen gilt nur in so fern, als sie die der Kirche ist. Im Katholizismus wird Alles kategorisch, dogmatisch ausgesprochen, die kirchliche Partei müßte aus ihrer Stellung heraustreten, wenn sie einen Fehdehandschuh aufnähme.

Es fehlt zwar nicht an mannichfachen Berührungen der Parteien, aber sie ist selten eine polemische, weit öfter noch gehässige Chikane. Vielleicht liegt der Grund dieser Thatsache in der Entstehungsart des Gegensatzes; er erzeugte sich nicht aus der Kirche selbst, sondern trat ihr von einem fremden Gebiet her gegenüber. Dieser fremdartige Ursprung der innern Parteiung ist so sehr erwiesen, daß selbst die Reaktion, die gegenwärtig dem revolutionären Prinzip das Widerspiel hält, nicht aus der Kirche hervorgegangen ist, wie sehr sie auch ihren Grundsätzen huldigen möge, sondern aus der Vermittlung der neuern Philosophie und poetischen Literatur der Deutschen. Alle modernen katholisirenden Richtungen von den Konvertiten ab bis selbst zur dogmatischen Schule **Baader's** und der Tübinger historischen Schule dilettiren eigentlich nur auf den Katholizismus, sie sind in ihn verliebt. Je älter die

Schöne sein wird, desto kälter werden aber die Herzen schlagen.

Wir unterscheiden in der katholischen Kirche drei vereinzelte Erscheinungen, das stabile Prinzip, das reformirende und die Reaktion. Alle drei stehen nur in so fern im Zusammenhang, als sie durch einander bedingt werden; das erste und dritte sind nicht dasselbe, sondern nur einstweilen Bundesgenossen: so aber, daß, wenn es einmal einen Strauß auszufechten gibt, nur dieses die Waffen ergreift; jenes dankt ihm kaum dafür. Die Stabilen haben überhaupt Nichts mit der Feder zu schaffen, sie sind Kirchenfürsten und lassen Alles, was ihnen zu sprechen beliebt, durch die Kanzlei gehen; was zuweilen öffentlich wird, sind ihre Hirtenbriefe. Man findet diesen alten Fels, auf den Petrus die Kirche gegründet hat, noch in den deutschen Theilen der österreichischen Monarchie, in dem katholischen

Ost-, West- und Rheinpreußen, in Sachsen, Bayern, Hessen und Würtemberg.

Das reformatorische Element wird vielfach modifizirt, je nachdem man mehr oder weniger aus den katholischen Satzungen selbst die Mittel zur Opposition hernimmt. Die Zulässigkeit ihrer Neuerungen beweisen die Gemäßigten durch die strengste Consequenz des Episcopalsystems. Sie bemühen sich eifrig, und meist mit wenigem Erfolge, in kanonischen Bestimmungen Schranken der römischen Curialmacht aufzufinden, sie sprechen eine größere Machtvollkommenheit der Bischöfe an, zunächst um dadurch in den geistlichen Geschäftsgang eine größere Einfachheit zu bringen. Die späteren Eiferer trieben diese Unabhängigkeit vom apostolischen Stuhle bis zur gänzlichen Aufhebung desselben; der Papst sollte in den Stand des römischen Bischofs zurücktreten. Hiezu kamen in neuerer Zeit die Fragen wegen des

Cölibats, wegen der Abschließung neuer Konkordate, wegen Wiedereinführung des Jesuitenordens. Man will einen Primas der deutschen reformirten katholischen Kirche, und wenn selbst nicht jenen, doch gewiß diese.

Die Reaktion im Katholizismus war die Folge von Bedürfnissen, nicht von Interessen. Man wußte, daß es die Summe alles Lebens ist, wenn man dort wieder ankömmt, von wo man ausgegangen ist, in sein Heimatland. Daher die Sehnsucht des Herzens, im Schooße der Mutter zu ruhen, daher in der Literatur der Deutschen die Hingebung an den Geist der Vergangenheit, daher endlich die Entzückung, als man auf dem blumenreichen Pfade der Poesie und selbst auf den philosophischen Kunststraßen der Schule das Ferne sich so nah erblickte.

Wie wenig auch von den neuern Ansichten **Schelling's** bekannt geworden ist, so ist doch so viel gewiß, daß er die

Geschichte im Allgemeinen und als aus ihr entwickelt die positiven Grundlagen unsres gegenwärtigen Lebens philosophirt hat. Auch an **Franz Baader** muß diese zweite Geburt unterschieden werden. Er ist in neuerer Zeit kirchlicher geworden und durch die Einflüsse der französischen Theologie durchaus katholisch. Während ihm die Scholastik und die neuere Dialektik die Prinzipien seiner Spekulation darbot, ließ er sich besonders in der Lehre von der Schöpfung durch die Theologie **Jakob Böhme's** bestimmen und betrachtete die Geschichte und das Verhalten des Katholizismus in ihr nach den Lehren **St. Martins, Le Maistres, Bonalds.**

So ist das bei Weitem interessanteste System der neuern Philosophie entstanden, zerstreut zwar und ohne Zusammenhang hie und da vorgetragen, aber dem Kundigen leicht zusammensetzbar. Nicht der geringste Vorzug dieser neu-

katholischen Philosophie ist die originelle Art ihres Vortrags; die scholastischen, oft treffend bezeichnenden Formeln stehen hier neben der wunderlichen Terminologie **Jakob Böhme's** und den französischen Ausdrücken **St. Martins.** Das nähere Verhältniß **Baader's** zur katholischen Lehre sieht man aus der Bedeutung, die er in die Lehre von der Kirche, vom Opfer, von der Eucharistie u. s. w. legt. Eine unsichtbare Kirche ist ihm eben so ein Unding, wie ein unsichtbarer Staat: wie es hier ein Oberhaupt geben müsse, so dort; der Beamtenwelt entspricht in höherer, verklärterer Weise die Stufenfolge der Hierarchie. Die Lehre vom Opfer begründet er so: Wer Gott liebt, wird eigentlich von ihm geliebt, wer ihn haßt, im Grunde nur von ihm gehaßt, wie man einen Felsen von sich stößt, und der Kahn doch nur von ihm abgestoßen wird, wie man ihn zu sich heranziehen will, und doch selbst nur angezogen wird. Umgekehrt

wenn Gott sich in uns bewähren will, müssen wir uns aufheben, und uns ihm reintegriren. Dies geschähe durch das Opfer.

Sollte man glauben, daß dieser moderne Katholizismus Verwandtschaft mit **La Mennais** hätte, und daß er die Erscheinung des Protestantismus für etwas Nothwendiges hält, was er als überwunden, und dadurch zur beruhigten Wahrheit kommend in sich aufnimmt? **De la Mennais** wollte keine Könige von Gottes Gnaden, aber auch kein Volk von Gottes Gnaden, sondern beide sollten sich so nennen. Es sei ein Irrthum, wenn die Regierung ihre Stärke in der Schwäche des Volks, und das Volk seine Stärke in der Schwäche der Regierung suche. Er nannte einmal den Zustand Frankreichs einen politischen Pantheismus, er war ihm protestantisch, d. h. das Göttliche sei dem Menschen untergeordnet. Darum erklärte er sich auch für

die Bestimmung der neuen Charte, daß die Staatsreligion abgeschafft werde. Er unterschied drei Perioden, die hierarchische, wo der Staat in der Kirche, die protestantische, wo die Kirche im Staat beruhe; jezt sei das katholische Zeitalter angebrochen, wo die Kirche wahrhaft katholisch, allgemein universell, und unabhängig von menschlichen Institutionen sein müßte.

Zu denselben Grundsätzen bekennt sich **Baader**, und die von **Jakob Sengler** früher herausgegebene katholische Kirchenzeitung, die sich durch einen gehaltenen, der Heiligkeit der Gegenstände immer angemessenen Ton besonders auszeichnete. Sie bestritt den Rationalismus in Kirche und Staat, suchte den Ursprung des katholischen in dem protestantischen Rationalismus auf, und unterzog also auch literarische Erscheinungen des leztern ihrer Kritik. Eben so wies sie die Bequemlichkeit im Denken ab, den geistlosen

Supernaturalismus, der auf dem sanften Ruhekissen seiner Gefühle schläft, und sich meist so giftig benimmt, daß man seine Träume nicht für Wahrheit hält. Es konnte keinen schrofferen Gegensatz geben, als diese katholische und die evangelische Kirchenzeitung, aber der Satz divide et libera ist das Grundgesetz aller historischen Entwickelung, und die große Verheißung des Christenthums keine andere, als daß wir durch die Freiheit zur Wahrheit, weil durch diese zu jener kommen.

Jüdische Theologie.

Sahet ihr nie jene greisen Männer, welche in die Häuser der Juden schleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeschnittene Pantoffeln gesteckt? Sie besuchen die Wohnungen Israels als Gesandte der Synagoge, Priester der verlornen

Bundeslade, als Rabbinen, das heißt: als Meister der Lehre und des Gesetzes. Alle Winkel des Hauses durchspäht ihr lauernder Blick. Sie segnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speise und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth. Ob auch Niemand am Sabbath Feuer mache? Sei es nun, daß der alte Dränger ein Korait ist, und den Spruch der Bibel so erklärt, daß man allerdings am Freitag angezündetes Licht am Samstage noch brauchen dürfe; oder sei es, daß er, strenger als Rabbanide, überhaupt am Feste weder Feuer anzuzünden noch zu brauchen gebietet. Ob sie auch im Uebrigen nach dem Willen Jehova's thäten, sich keiner schartigen Messer bedienten, die Reste der abgeschnittenen Nägel hübsch zu einem Scheite Holz legten und es verbrennten, ob sie überhaupt reines Körpers und reines Herzens wären? Und dabei quillt der Mund über von leisem Murmeln, von David'schen Psalmen

und Citaten des Talmud, jeder Schritt ist mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man diese gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Gestalt sieht, das unter schwarzen Wimpern versteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, so hat man das schönste Bild der Gottseligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in seiner chaotischen Weisheit Nichts von Grundlehren des Glaubens, in dem Gefühl seiner Gesetzesandacht Nichts von **Mendelsohn's** Jerusalem, in der grollenden Erinnerung tausendjähriger Leiden Nichts von Emanzipation, **Riesser** und **Oppenheimer's** kriegerischen Gemälden. Das ist ihm Alles fremd. Er ist fromm wie Enoch und murmelt seinen Talmud.

Das ist die eigentliche jüdische Theologie. Ein kindliches Wissen um zahllose Satzungen, etwas dialektische Polemik gegen die verschiedenen Sekten innerhalb des

Judenthums selbst, ohne Invektiven gegen das Christenthum (denn getilgt sind alle die Stellen des Talmud, wo an Jesus von Nazareth im wörtlichen Sinne die Engel des Himmels ihre Nothdurft verrichten); endlich eine erhabene Tugendhaftigkeit, — mehr bedarf es nicht, um ein würdiger Nachfolger der Söhne Aarons zu sein. Wie hat sich aber Alles verändert! Wie großartig sind die Revolutionen, welche auch das Judenthum ergriffen haben!

Das Judenthum konnte bei der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eine große Rolle spielen, denn sein Kern und ganzer Inhalt war Nichts mehr, als was der Deismus als eine neue Entdeckung ansprach. Das Judenthum hatte nie eine Dogmatik und wenn es eine hatte, so faßten die Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit Alles zusammen, was die lezten Gründe für zweifelhafte und nur mit Unwillen beobachtete Ceremonien angab. **Mendelsohn**

und **Salomon Maimon** konnten schneller zu **Kant's** Kritik der reinen Vernunft übergehen, als **Teller** und **Morus**. Sie hatten der Quantität nach vielleicht mehr abzuschütteln, als das Christenthum; aber sie konnten es leichter thun; denn sie waren frei von symbolischen Büchern, frei von einer Lehre, welche die besondre Miene besondrer Offenbarung annimmt, frei selbst von einer Reformation, die, so viel sie Veraltetes abschaffte, doch Dasjenige, was sie ließ, nur um so verbindlicher machte. Mit **Mendelsohn** und **Maimon** beginnt der jüdische Deismus, die Aufklärung unter den Juden, eine Sinnesänderung ohne harte Gewissensbisse. Aber was geschah, geschah nur noch im Interesse der isolirten philosophischen Spekulation, im Interesse der Dachstube eines Denkers. Es war nur noch Theorie. Der Pariser Sanhedrin im Jahre 1807 kann als Schlußstein dieser Revision der jüdischen Offenbarung angesehen werden.

Nun weiß ich nicht, was die spätern Zeiten anlangt, ob es aus innerer Verwandtschaft geschehen ist, oder nur eine zufällige äußerliche Erscheinung war, daß zwei charakteristische Richtungen des christlichen Rationalismus sich dem jüdischen in Deutschland mitgetheilt haben. Ich rede von einer schönen und einer mißfälligen Seite. Die schöne ist jener Enthusiasmus der Vernunftgläubigen, der ein poetisches Kolorit hat, die Freudigkeit an ihren Entdeckungen, und wirklich eine Schwärmerei, die sich in ihr verkürztes Christenthum ganz vergräbt. Wir wissen Alle, daß dieser edle christliche Rationalismus in Deutschland eine Erhebung des Gottesdienstes bewirkt hat, daß sich mit ihm der liturgische Schlendrian verlor, und auf Predigt, Gesang, gemüthliche Ceremonie viel Schmelz und Andacht verwandt wurde. Daher stammen auch bei den Juden diese rationalistischen Schwärmereien des Predigerthums, die Ausbildung

zum Lehramte, die Reform der Synagoge, der religiöse Unterricht der Jugend, der mit Confirmation, ja sogar mit Confirmation des weiblichen Geschlechtes endigte. Dieser Enthusiasmus ist das Positive in einem Systeme der Verneinung, ja man kann sagen, das wahrhaft Großartige und Schöpferische in der modernen Entwickelung des Judenthums.

Das Extrem liegt aber eben so nahe, die Unduldsamkeit. **Wegscheider's** Dogmatik ist so intolerant, wie die des Professors **Hahn.** Sie lieben ihre Entdeckungen so sehr, daß sie die Zeit nicht erwarten können, sie verbindlich zu machen. Was eilt ihr, jüdische Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik gesichtete Lehre schon zur Dogmatik umzugestalten? Warum so schnell mit dem Systeme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zustande der Dinge, wo hier ein fertiger Satz, dort aber einer in tausend Stücken

liegt? Schiebt euern Scharfsinn noch eine Weile auf, bis die Discussion über die fraglichen Gegenstände lebhafter wird, und man über Das, was sich glauben läßt, ein wenig mehr einverstanden ist! Es wäre zu beklagen, wenn die neue jüdische Theologie einen mehr dogmatischen, als historischen Charakter bekäme, oder sie gar ihre Absicht, Katheder für sich zu haben, durchsezte. Den Freigeist schauert es, wenn er von Kathedern hört.

Ein zu früher Schluß der Akten ist um so gefährlicher, da die neue jüdische Theologie selbst in der Gemeinde ihres Glaubens so vereinzelt steht, und abgesehen von dem Widerspruch der Orthodoxie, bei der es nur auf das Aussterben ankommt, nicht einmal von den Juden so eifrig unterstüzt wird. Nämlich die politischen Kämpfe des Judenthums müssen billigerweise das religiöse Interesse absorbiren; sie verlangen, daß man über den Jehovaglauben einen Schleier

werfe, damit keine Christenseele, wo sie ihre Stimme über die Emanzipation abgeben soll, gestört werde. Die jüdischen Emanzipationsringer verlangen, daß sich der Judengott immerhin einmal vor dem Christengotte verstecken möge, ja sogar ihm seine Aufwartung mache, und sich nach seinem Befinden erkundige. Aber ein Aergerniß für die Theologie! Die Theologie verdammt eine vortreffliche Taktik, welche sie Indifferentismus nennt, sie verketzert ihre Maßregeln als Conzessionen an das Christenthum und beruft sich unvorsichtiger Weise auf die untern Volksklassen bei den Juden, die sich eine Verbindung der Emanzipation mit Jehova gar nicht denken können. Wir hoffen, ihr jungen rationalistischen Schwärmer, ihr begeht keine Thorheiten und unterlaßt es, euch als eine Corporation zu konstituiren! Die Klage, daß die Zeit nur einreißen wolle, klingt in einem revolutionären Munde sonderbar. Eurer dogmatischen

Lehrbücher bedarf der Jude vorerst nicht; zunächst will er frei sein. Unser jetziges Zeitalter ist ein politisches, und wer weiß, ob sich in Zukunft so schnell erobern läßt, was jezt versäumt wird.

Ueberhaupt muß ich noch etwas hinzufügen, das man mir nicht als Christen, sondern als Denker anrechnen mag! Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung ist das Judenthum ein morscher, zerfallener Rest, die gesunkenste und zeitwidrigste aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr ist. Es war für ein Land, für einen Erdtheil berechnet, aus dem seine Bekenner fortgerissen sind. Das Judenthum hörte schon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es ist alter Wust. Das Judenthum ist eine Polterkammer, die wie eine Religion aussieht. Dagegen als Religion der Natur ist das Judenthum

ein Glaube, der Verheißung hat. Der Messias aber, der im Judenthum als Naturreligion liegt, ist noch nicht da; aber Der wird es sein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, diesen anthropomorphistischen Jehova, dessen Namen ihr nicht aussprechen dürft, uud bereitet euch vor auf die große universelle Weltreligion, deren Taufe und Beschneidung im ehrlichen Handschlage liegen, deren Symbol also lauten wird: Thuet recht und scheuet Niemand!

Staatswissenschaft.

Warum leben wir im Staate? **Rousseau** beginnt seinen unsterblichen Gesellschaftsvertrag mit dem Satz: der Mensch ist zur Freiheit geboren, und überall find' ich ihn in Fesseln. Warum dieser Widerspruch, daß wir, um frei zu sein, uns Gesetze vorschreiben?

Zahllose Antworten sind auf diese Frage gegeben worden. Man ist auf die Anfänge der Geschichte zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten

fehlte, auf Kombinationen seine Hypothesen gestützt. Der Scharfsinn hat hierin eben so viel geleistet, wie die Albernheit. Ein englischer Schriftsteller, der wie so Viele andre im Interesse der Stuart'schen Revolution schrieb, nimmt die Bildung einer souveränen Erbmonarchie als die erste Absicht an, die Gott mit unsern paradiesischen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte sich nach ihm erst seinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliste bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzessinen, diese den Hofmarschall, Erbkämmerer, Oberstallmeister, diese wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zulezt darüber übereinkommt, die nun noch Gebornen Volk, Canaille, bloß Steuerpflichtige zu nennen.

Etwas natürlicher, aber mit demselben Resultate, behaupten Andre, alle politischen Formen seien aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat

habe sich so aus der Natur organisch gebildet, wie z. B. die Menschenracen entstanden sind. Die Liebe zur Freiheit hat sich bei diesen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menschen früher sehen, als den Bürger und ihn in der Wiege der Geschichte nicht gleich durch Vorurtheile und sonderbare Einrichtungen bestimmt wissen. Daher die Annahme eines Urvertrages, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechselseitiger Pflichten und Rechte festgestellt habe. Den Uebergang von jener supernaturalen zu dieser rationalen Ansicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Gesetz gewesen wäre.

Alle diese Voraussetzungen mußten berücksichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates bestimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abstraktion der Vernunft

durch die Geschichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politischen Gesellschaftsverfassung unterlegen wollte, es konnte kein andrer sein, als ein Bedürfniß, das die Menschen empfanden, und dem sie entweder durch eine ursprünglich gegebene Verfassung oder durch eine mehr oder minder gewaltsame Modifikation derselben abzuhelfen gesucht hatten.

Daher kommt es, daß sich in jeder Zweckbestimmung des Staates ein Element findet, das eine bosondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was **Plato, Aristoteles, Graswinkel, Rousseau, Schmalz** und **Krug** über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer Das, was man in der Wirklichkeit gefunden hatte, sondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünschte. Man rief: gebt uns Sicherheit unseres Besitzthums! und verstand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates sein sollte, keineswegs der

rechtliche Beistand, den man mir nach dem geschehenen Raube Seitens des Staates verspreche. **Haller**, der Restaurateur der Staatswissenschaften, wollte nirgends von einem Staate, sondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältnisse hören, und handelte dabei im Interesse einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen schienen.

So viel politische Parteien sich befehden, so viel Zwecke des Staates wird es geben. Und weil wir tausend politische Fragen haben, die noch verschieden beantwortet werden, so legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widersprechendsten Dinge.

Die erste französische Konstitution stellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutschland genug, diesen einfachen Satz aus allen Kompendien des philosophischen Staatsrechts zu vertreiben. Man war so treulos, das

Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu stellen, klagte dies Prinzip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte seitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weise über die lezten Zwecke des Staates aufstellte. Diese waren so beschaffen, daß sie den Juristen schmeicheln mußten, und seitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anstalt zur Sicherung eines vollkommenen Rechtszustandes sei.

Mit **Fichte** kamen die Ideen in die Politik; man sezte Alles in die Menschenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zulezt in die Religion und das Christenthum. **Schelling** machte die Politik zu einem Theile der Physiologie, und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, **Hegel** endlich legte alles Göttliche und Menschliche, was sich nur zusammenfassen ließ, in den Begriff des Staates

hinein und überlieferte der Regierung die Schlüssel des Himmels und der Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist auf's Höchste gestiegen.

Wenn sich irgend ein System der Geschichte konsequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doktrin war hier der Hebel des Lebens, und das Leben meist immer der Maßstab der Doktrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen, wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um beide zu erklären, bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte?

Weitzel in seiner Geschichte der Staatswissenschaft geht von **Solon** zu **Plato** über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nie gekannt, als hätten sie einen **Sokrates** nicht hingerichtet, weil er der Schule auf Kosten des Lebens Vorschub leistete. **Weitzel** spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei **Macchiavell.** Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen früheren Schriften bekannt war, doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelte?

Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten, lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und

ihre Pflichten nichts Besseres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgestorben sind. Einige derselben hatten gar die Kühnheit, über schwierigere Fragen, z. B. das Recht des Widerstandes, ihre immer so einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn **Weitzel** die politischen Zustände verschiedener Zeiten als Erklärung seiner Wissenschaft benuzt hat (wie es denn zu wünschen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), so ist es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberücksichtigt läßt, in der sich in der That die vornehmsten Begriffe über die mannichfachen Beziehungen des Staats gebildet haben. Die allmälige Bildung des europäischen Staatensystems, der Uebergang aus dem Feudalismus zum Absolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erstere allmälig in den leztern absorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politischen zur kirchlichen

Ordnung der Dinge: alle diese Fragen gründlich zu lösen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müssen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathie siegen sollen.

Wir sind froh, uns dieses Tadels entledigt zu haben, weil dies Buch so Vieles enthält, was uns mit dem verdienstvollen Verfasser wieder versöhnen muß. Die unbestreitbaren Vorzüge dieses ausgezeichneten Schriftstellers haben sich auch in diesem Unternehmen geltend gemacht. **Weitzel** ist, wie immer, Herr seines Gegenstandes, seine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. Alle diese geistvollen Bemerkungen, die er über **Macchiavell, Gortius, Spinoza, Locke, Montesquieu, Destütt de Tracy** und Andre macht, sind Zeuge einer langen Bekanntschaft mit ihren Schriften und gewissenhafter Untersuchungen über ihr Leben. Dazu

gesellt sich ein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut angeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen.

Ich habe eine besondere Hochachtung vor **J. Weitzel.** Aber in seinen späteren Büchern scheint er ein Opfer der Phrase geworden zu sein. Er ist ein Sklave seines schönen Ausdrucks. Wozu diese Verflüchtigungen des Gegenstandes, diese Emporschwingungen in den leeren Raum, diese unbeschreiblich ernste, weise und vorsichtige Physiognomie, die so mürrisch sieht, manchmal einen sauren Witz schneidet, und so unnatürlich altklug ist? **Weitzel** hat es immmer schon zu Romulus Zeiten gesehen, wie es 1834 sein wird; und wenn 1834 da ist, rückt er schon

wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede ist, dann spricht **Weitzel** von Sparta. Das Ungewisse ist ihm schon immer entschieden, und dem Entschiedenen mißtraut er. Diese Weisheit und Voraussicht ermattet seine Prophezeihung. Er bringt statt Vorsicht, nur Furcht hervor, weil sie nicht aufhört. Welche Entschlüsse soll man in der Verwirrung unserer Lage fassen? Soll man Nichts thun, als sich von der Sache entfernt halten, und wenn sie mißlungen ist, über sie den Stab brechen? Zu den zahllosen Parteien der Zeit fügt **Weitzel** eine neue, die Partei der ungefähren Annäherung und des schön redenden Quietismus.

Die Briefe vom Rhein haben, ohne zum Juste-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. **Weitzel** nennt die Revolution ein Uebel, und ich glaube, daß er Recht hat; allein wozu nützen seine

Beweise? Wenn man in Deutschland die Revolution bis jezt gehaßt hat, so ist es nicht darum, weil man sie für ein großes Uebel, sondern deshalb, weil man sie für ein großes Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, sondern die Initiative. Wenn **Weitzel** sich schämt, die lezte zu bestreiten, warum schildert er die erstern, von denen er doch weiß, daß Niemand für seine Zukunft fürchtet, wenn er sich entschließt, sie selbst zu bestimmen? Solche Luftoperationen, welche **Weitzeln** nur Gelegenheit geben, sich schön auszudrücken, sprechen Niemanden an, und erklären, wie ein hochbegabter Schriftsteller ein verhältnißmäßig so kleines Publikum haben kann.

Staatswirthschaftslehre.

Die Alten wußten Nichts von einer Wissenschaft, welche die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung und eine vorsichtig berechnete Konsumtion der Reichthümer gründet. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich und die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren materiellen Grundlagen

von den unsrigen sich nicht hätten unterscheiden sollen. Die großen Despotien erforderten Herrscher, denen das Glück, oder die Sparsamkeit, oder eigner Besitz von Bergwerken und Ländereien ansehnliche Güter verschafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Konfiskation in einem Augenblicke so viel Hilfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, dessen Eintreibung in jener Zeit unübersteigliche Hindernisse dargeboten haben muß, betrug. Dieser gesetzlose Zustand hemmte die Reaktion der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Industrie und des Handels, so daß das Alterthum, die Geschichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, schwerlich das wechselseitige Verhältniß zwischen der Weisheit politischer Einrichtungen und dem Flore des Nationalwohlstandes kennen gelernt hat.

Dieselbe Erscheinung kehrte in minder drückenden

Formen bei den kleinen griechischen Republiken und Kolonien wieder. Der beständige Wechsel der Verwaltungsbehörden raubte diesen die Macht, sich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, die die Gesetze nicht billigten. Die Administration, in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten, übertrug die Last eines Staatsbedürfnisses einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die sich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, schadlos machen konnten. Die mannichfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten sich dadurch unabhängig von offiziellen Einflüssen, die, wenn sie Nichts mehr sind, als eine Kontrole, ihnen immer zur Last fallen werden.

Es ist lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortschritte in der Industrie und Agrikultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünschen, die uns erst zu

einer gesteigerten Anstrengung in diesen Fächern gespornt haben. Roms spätere Geschichte bietet schon die Symptome dieser neuern Nothzustände dar. Der zunehmende Umfang seines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechselnden Regierungsgewalt steigerten die Bedürfnisse. Hatte den Welteroberern der Krieg, jezt der Erbfeind des Wohlstandes, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, so mußte diese endlich versiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben das System der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen befolgten, peinigte diese unglücklichen Länder eine wucherische Schaar von Staatspächtern, welche die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataster eintrugen, und überall in den Städten, auf den Landstraßen und an den Häfen ihre Zollhäuser aufschlugen.

Wo man etwas verlangt, ist es Pflicht, das Geben zu

erleichtern. Dieser Grundsatz war dem Alterthum unbekannt. Die römische Verwaltung kannte nur ihre Forderungen, die sie nach dem Maßstab ihrer Bedürfnisse, und noch öfter ihrer Habsucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero rief auf dem Forum, daß man die Seeräuber bekriegen müsse, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlstandes wegen, sondern um dem Pompejus eine Würde zu übertragen, und den Staatspächtern ihre Einkünfte zu sichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wissenschaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatinteresse der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Doch allen diesen Instituten stellte der letzliche Despotismus einen unersättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als dessen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord bestellt waren. Die Vorrechte und Excesse des Fiskus zerstörten

den Besitz der Reichthümer und den Muth, sich ihn zu verschaffen, eine Gewaltthätigkeit, der Justinian auf einer Seite abhalf, und auf der andern durch die Indulgenzen, die er demüthig dem Clerus bewilligte, größeren Vorschub leistete.

Im Mittelalter vereinigten sich viele Umstände, die Fortschritte der politischen Oekonomie zu beschleunigen. Im Verhältniß, wie sich die Lasten erhöheten, mußte man auf Mittel sinnen, die Quellen seiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieser Lasten steigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die sie allein zu tragen hatten. Ja die Hindernisse, welche die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten selbst dazu dienen, diese zu befördern. Einsichtslose Regierungen pferchten das industrielle Genie in sklavische Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beschäftigung in ein anderes Bett

geleitet wurde. Der Handel schwang sich mit raschem und glücklichem Erfolg empor. Ihm war es leichter, den Unverstand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm stand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, blühende Periode, wo der Handel die räuberischen Ueberfälle auf der Landstraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endich die offiziellen Falschmünzereien durch seine eigene Kraft glücklich überwand.

In die Blütezeit der Hanse- und der norditalienischen Republiken fällt die erste sichere Ausbildung der großartigen Handelsinteressen. Die gehäuften Kapitalien vermehrten das kaufmännische Vertrauen, diese erste Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab, und der steigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Cirkulation

gab immer neue Mittel an die Hand, und stand zulezt unter dem Schutze gesetzlicher Bestimmungen, die noch heute die Grundlage des Handel- und Wechselrechts bilden.

Aber dieser Zustand war ganz geeignet, die Eifersucht zu erregen. Zuerst fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieser Staaten her, theilte sich in der Beute, die man aus Kontributionen, ungeheuren Tributen und zulezt aus offener Plünderung machte. Die Grundsätze aber, die man diese Opfer einst hatte befolgen sehen, wurden adoptirt, und den Ministern angewiesen, um sie auf die Unterthanen der eignen Länder zu impfen. Dies war der Ursprung eines staatsökonomischen Systems, das sich durch seine kläglichen Folgen an seinen Erfindern rächte.

Der Merkantilismus schloß sehr richtig, daß man mit dem Gelde Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, welche

die Regierung blendeten, sondern in der Cirkulation liege, die man ihnen frei hätte gestatten müssen. Der Vermögenserwerb ist ein einfacher Akt, aber man muß zwei Momente in ihm unterscheiden. Der Merkantilismus kam immer um den ersten dieser Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er ansichtig wurde, einkassirte. Die wandelnden Kapitale sind nur das Mittel für einen zweiten reinen Gewinn, der um so größer ausfällt, je größer die Summen sind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare ist, und daß, je schneller, häufiger und ungehinderter der Umtausch vor sich gehen kann, desto größer die Gewinne sind. Das System der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberschlag der Einnahme und Ausgabe zielend, versezte damit der gesunden Thätigkeit die empfindlichsten Wunden. Die falschen Maßregeln, die noch in diesem Augenblicke den freien

Verkehr der Völker hemmen, sind die Konsequenzen dieser Irrthümer, die in den meisten Ländern noch als Staatsmaxime in geheiligtem Ansehen stehen.

Die Politik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war fast ausschließlich eine Folge dieses Systems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, weil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben so gut produzirt als konsumirt werden konnten, so hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichste Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um sich die Summen wechselseitig streitig zu machen oder auf Kosten Anderer sich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um sich geltend zu machen.

Dazu kam Frankreichs verführerisches Beispiel. Die

ungeheuern Summen, mit denen Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen Theil die berechnete Sparsamkeit Colberts, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstüzt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnützen Forderungen gefesselt, die Kolonien wurden in einem unverständigen Joch erhalten, und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schwächliche Anwendung zuließ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Anbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeßlichen Summen Almosen, dem

darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsschulden Geschenke, welche die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falschen Ansicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

Montesquieu und **Rousseau** verstanden so wenig von der Nationalökonomie, als **Voltaire**, der auch in diesem Fache eine Autorität sein wollte, aber sie bahnten neuen Untersuchungen den Weg, und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundsätze empfänglicher. Die Physiokraten sind aus der Schule dieser Männer hervorgegangen. Wie **Rousseau** den Menschen in seinem natürlichen Zustande zergliederte, so führte **Quesnay** die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück, die schon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wissenschaft

ein unschätzbarer Fortschritt, daß **Quesnay** den todten Götzen des Geldes stürzte, und die Natur des Metalls nur in seiner stellvertretenden Eigenschaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einseitig begünstigte, und alle Resultate unserer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte. -

Die Lehre vom reinen Ertrage ist unstreitig eine wichtige Entdeckung; aber **Quesnay** dehnte sie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Besteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hilfsmittel seiner Existenz ist, so ist es doch übereilt, auch die Gesammtkonsumtion, die Thätigkeit der Gesellschaft, auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, welche die Physiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesstoß gegeben; obschon vielen ihrer praktischen Lehren die gerechte

Anerkennung auch später noch geblieben ist. Als Beweis dienen **Turgot's** Verwaltung und der berühmte Spruch: **Laissez nous faire!**

Mit **Adam Smith** trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieser scharfsinnige Kopf hat durch die strenge Unterscheidung der Begriffe Arbeit, Kapital, Preis erst das Licht einer feinen, methodischen Deduktion in die Nationalökonomie gebracht. Er hat nachgewiesen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einflusse zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. **Adam Smith** ist als Vertheidiger des Systems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erfordernisse für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkommt, sind die Aufhebung der persönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Korporationen, der lastenden

Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hindernisse, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zolllinien und endlich eine weise und gewissenhafte Besteuerung. Seit **Smith's** Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortschritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geschichte trugen dazu bei, die Kenntniß dieser Wissenschaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, sich über seinen wahren Vortheil aufzuklären. Die zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren dieser Wissenschaft wird nicht nur den Kampf derselben gegen eine verknöcherte, feindselige und nur von der Gewalt unterstüzte Praxis zu Gunsten der erstern entscheiden, sondern unzählige andere Fortschritte beschleunigen. Die Nationen werden aufhören, sich mit Eifersucht zu verfolgen, oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Interesses bedarf.

Smith hat in seinem Gegenstande zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theile der Wissenschaft erhoben, weil er die systematische Anordnung desselben unterließ. Eine plangemäßere Aufeinanderfolge seiner Untersuchungen würde ihm die Lücken nachgewiesen haben, die sich in ihnen noch vorfinden. **Say**, der sich überall **Smith's** Schüler nennt, unternahm es, diese auszufüllen. Er unterwarf zuerst die Reichthümer einer vollständigen Analyse, und brachte die Phänomen ihrer Produktion, Vertheilung und Konsumtion unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte, die die Klammern eines scharfen, senkrechten Systems bilden. **Say** lichtete die Verwirrungen, die sich bei **Smith** aus der schwankenden Bestimmung des Preises ergeben hatten, und hob sie durch die genaue Unterscheidung des Preises vom Werthe, diesem wahren Maßstabe aller auf den Verkehr Bezug habender Erscheinungen. Er hob die einseitige

Begünstigung der ökonomischen und industriellen Produktion auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern räumte auch der Handelsproduktion ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei **Adam Smith** gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei **Say** eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Konsumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund wahrhafter Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, welche die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit einem großartigen Heldenmuthe ertragen haben. **Say** blieb sein ganzes Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun

mit Carnot gegen Napoleons Kaiserthum stimmte, und jede Lockspeise des Usurpators zurückwies. Seine Schriften zeugen alle von der tiefen Verachtung, die er vor dem Napoleonischen Régime empfand, und er war unabhängig genug, seinen Widerwillen gegen jede Unterdrückung auch auf die Restauration zu vererben, die die Freiheit und die Wohlfarth Frankreichs den Thorheiten der Aristokratie und den Anmaßungen der Priesterschaft opferte.

Der Ursprung des Geldes verliert sich in die dunkelsten Zeiten. Diente das Geld anfänglich zur Ausgleichung eines wechselseitig umgetauschten, oder gebrauchte man es als den Stellvertreter eines vollständigen Werthes? Diese Frage ist schwierig, wenn man die Stoffe in Erwägung zieht, aus denen die ersten Münzen bestanden. Wie konnte man sich entschließen, für ein Quantum an Vieh oder Getreide

sich durch ein Stück Leder, durch eine Korallenmuschel und dergleichen befriedigen zu lassen? Die Annahme, daß diese unscheinbaren Gegenstände in den Augen der Völker nur einen Werth besaßen, den eine gegenseitige Uebereinkunft in ihn hineingelegt hatte, führt uns immer schon in einen Zeitraum, in dem eine gewisse, fortgerückte Bildung geherrscht haben muß. Es war ein für die Kindheit der Menschheit mächtiger Fortschritt, daß man z. B. statt eines Gewebes, das man früher nur gegen Auslieferuug eines Stieres weggab, sich mit einem Stück Kupfer begnügte, auf das die noch rohe Kunst einen Stierkopf geprägt hatte. Es sezt nicht wenig Bildung voraus, die öffentliche Meinung zum Maßstab einer Wertherklärung zu machen; und dies geschah, wenn man an die Stelle des Tausches der Naturprodukte eine Größe sezte, die denselben Dienst darbot, und den Verkehr erleichterte. Die Wahl der Metalle

zu diesem Zwecke durfte nicht zufällig sein. Das Geld durfte keineswegs seinem Stoffe nach Nichts sein, um durch sein Gepräge erst Alles zu werden. Es mußte aus einer Masse gefertigt werden, die selbst einen mit Korn oder Vieh abschätzbaren Werth hat, und diesen Werth weder durch den Gebrauch, noch durch seine Verpflanzung an entlegene Oerter verliert. In dieser Hinsicht sind die edeln Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt ist, die sich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen lassen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- oder abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelstand hat sich nicht vermeiden lassen, nämlich die mangelhafte Reduktion des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verschiedenen Zeiten sind die gegenseitigen Werthe dieser Metalle gesunken, so daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte,

um eine bestimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikanischen Minen, der zunehmende Geschmack an silbernen Geräthschaften, die Vorliebe der Asiaten wiederum für das Silber haben den Cours dieses Metalles schwankend erhalten, und die Kapitalisten zum Einschmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch sie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausschlug. Aber alle diese Mißstände sind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entstehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverschlechterung, von der die Regierungen thörichterweise immer geglaubt haben, man würde sie nicht bemerken, ist die Herabsetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tausendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt selbst rückwirken muß.

Die Cirkulation großer Geldsummen ist eine Last für

den Verkehr. Daher entschloß sich das gegenseitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier bestehend, schnell und leicht umsetzbar waren. Eine im Gebiete des Handels so vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als sie die aus Verlegenheit habsüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies ist der Ursprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeiste zu Ballen in Bewegung gesezt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums ersetzen sollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verschwenderischer Regierungen, statt aufzuhalten, beschleunigte.

Die Wechselpapiere des Handelsstandes sind nur Abbreviaturen eines weitläufigen Verkehrs, und haben die Eigenschaft, jeden Augenblick versilbert werden zu können, weil sie immer Anweisungen auf liegende Summen sein müssen, eine Eigenschaft, die den Assignationen der französischen

Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Absicht aus, seinen Papieren diese Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorspiegelung, daß man auf den ersten Assignaten, die mit Vorsicht und Besonnenheit vermehrt wurden, die Versicherung erhielt, jede öffentliche Kasse zahle den Nennwerth dieses Papieres in redlichen Silberstücken aus. Später kam man aber von dieser Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere ins Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkassirung des Betrags wurde illusorisch. Diese Widersinnigkeit folgte aus der Ansicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produziren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat sich selbst die vorsichtigere Handelswelt zu Schulden kommen lassen, und sich damit die empfindlichsten Wunden versezt. Das Institut der Zettelbanken, so unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab sich häufig illusorischen Täuschungen hin,

und mußte noch öfter den gewissenlosesten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, sie ohne Berechnung zu vermehren, schoßen den Regierungen ansehnliche Summen vor, die sie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, sie gewissenhaft zu erfüllen, in ein so großes Mißverhältniß, daß sie selbst ihre Zahlungen einstellen mußten, und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Diskontokasse von Paris, später mit dem Bankerott der englischen Bank, und wird meist immer das Schicksal der Provinzialbanken sein, die sich niemals solcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutschland dieselben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußischen Ritterschaftsbanken traf, als Napoleon's Invasion die Grundlagen, auf denen sie

beruhten, die Landgüter, preisgab. Die weise, vielleicht übertriebene Vorsicht der jetzigen Pariser Bank ist auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung macht dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen sehr hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abend-

zeitung kostet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groschen dafür geben würde. Eine Federnkrone, die am Missisippi einen Reichthum bildet, ist für einen Europäer nutzlos, wenn sie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft.

Die Dinge, nach denen wir verlangen, sind nicht blos die Luft, das Wasser, Feuer, die sich von selbst mittheilen, sondern es sind in größerem Maße gesellschaftliche Reichthümer, die durch ein vielseitiges Zusammenwirken oder einen einfachen Produktivdienst erzeugt worden sind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenstandes gewendete Mühe größer oder geringer gewesen ist, darnach entscheidet sich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man aber für dasselbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müssen, als in einem betriebsamen, und hierin liegt die zweite Ursache der relativen Bestimmung des Marktpreises.

Die dritte endlich ist der Maßstab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur schlecht im Preise stehen, weil die Käufer erst ihre dringenden Bedürfnisse befriedigen und dann für jenen Gegenstand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberschuß ihres gemessenen Vermögens. Diese Thatsachen geben die wichtigsten Folgerungen.

Das Fallen der Preise kann nur für den Augenblick ungünstig sein, auf die Länge ist es ein Fortschritt. Dieser paradoxe Satz stimmt mit der Erfahrung überein. Es versteht sich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabschlage die Rede ist. Die Werthbestimmungen aller Dinge müssen in einem natürlichen, ungestörten Zusammenhange stehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn sinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, so ist er nicht im Nachtheil, wenn auch

alle seine übrigen Bedürfnisse in diesem Verhältnisse gefallen sind. Wie? wird man sagen, wenn man nun den Produzenten Nichts mehr bezahlt, was ihren Gewinn ausmacht? Wir entgegnen, daß dann eine allgemeine Zufriedenheit eintreten würde. Es würde keine Produzenten mehr geben, der Gedanke des Tauschwerthes hätte sich verloren, Jeder besäße die Dinge, deren er bedarf, und brauchte sie nicht anzuschaffen, so wenig wie die Luft, die uns umgibt. Wenn die Dinge gar nichts mehr kosten, so muß Jedermann unendlich reich sein.

Das Einkommen des Grundbesitzers, des Kapitalisten und des Industriemanns bildet sich aus den Gewinnsten, welche der Fortgang der Produktion abwirft. Diese Gewinnste sind keineswegs in allen Produktionsfächern gleich. Es wird hier immer gewisse Regeln geben, die zu beobachten der Unternehmer sich zur Pflicht machen muß. Z. B. ist es

vortheilhafter, mit unscheinbaren, ordinären, als mit kostspieligen Modeartikeln zu handeln. In Lyon sind die Seidenfabrik-Arbeiter in Lumpen gehüllt. Diejenigen Tuchmacher, welche grobes Tuch fertigen, tragen meist bessere Röcke, als die, welche Kasimire arbeiten.

Aus den verschiedenen Produktionsfonds ergeben sich dreierlei Arten von Einkommen: das Industrie-, Kapital- und Agricultur-Einkommen.

Die Industrie wird da am theuersten bezahlt, wo die meisten Ländereien und Kapitale liegen. Nordamerika beweis't vor allen diese Bemerkuug, die auch das reiche Holland vor der Revolution wahr gemacht hat. Die Industriedienste werfen dann immer mehr ab, wenn sie in einer gefährlichen oder widerwärtigen Arbeit bestehen, wenn sie zuweilen unterbrochen werden, wie sich z. B. der Fiaker auch für die Stunden bezahlen läßt, wo er Niemanden zu

fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geschicklichkeit voraussezt.

Nach ähnlichen Voraussetzungen erhöhen sich auch die Gewinnste des Unternehmers. Dieser wird schwerlich eine Anzahl Hände beschäftigen können, ohne ein angemessenes Vermögen zu besitzen. Die Nothwendigkeit, ein solches Kapital zu finden, die persönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf seine Rechnung nimmt, steigern die Gewinnste, die dem Unternehmer zufließen. Sehr schwierig gestalten sich dabei oft die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn ist einem fortwährenden Sinken im Preise ausgesezt, weil sich hier so viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter niemals in Verlegenheit kommt. Die Erfindung einer neuen Maschine, die Waareneinfuhr, die starken Auswanderungen entziehen Tausenden ihren

Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hilfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hilfsmitel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, die die früheren ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen, und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfälle der Noth zu schützen. Wie ist es zulezt mit der geistigen Industrie? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das Dem, der es kaufte, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Produkte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im

Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein ewiger Besitz der Menschheit. Sind **Plato** und **Aristoteles** nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen, und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrte noch immer, und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legations- und die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Kapitalisten ist der Zins. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechts verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung die Schlußfolge beruht.

Das Geld ist keine Waare, sondern nur der Stellvertreter derselben. Es ist der Nennwerth eines Grundstückes, eines Hauses, von denen ja eingestanden wird, daß sie sich auf natürliche Weise vermehren. Eben so unpassend waren die Gesetze, welche die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlassen hat. Diese haben ihre Wirkung immer verfehlt, und mehr Schaden angerichtet, als sie verhüten sollten. Trotz der verschärften Edikte verlieh man so viel Geld, als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Assekuranzprämie stieg unmäßig, weil man sich dann noch immer gegen die Gefahr, bestraft zu werden, sichern mußte. Der gesetzlich festgesezte Zinsfuß hat manchen Banquerott beschleunigt. Der um Geld Verlegene würde sich mit einem Darleihen retten können, aber seine mißlichen Umstände vermögen keinen Kapitalisten, ihm zu niedern Zinsen zu borgen; zu hohen Zinsen aber, die dem Darleiher sein

Geld assekurirten, darf er Nichts entlehnen, daher sein Ruin. Die Anlage vieler Kapitalien ist ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundstücke nimmt einen größern Schwung an, sie werden produktiver und wirken auf die Arbeit, selbst in der Industrie; daher sind die Anlagen auf Landwirthschaft immer die vortheilhaftesten.

Das Einkommen aus Grundstücken kann eben so von Unfällen bedroht werden, wie das aus der Industrie und dem Kapital; aber es hat einige Vortheile vor diesen voraus. Selbst der kleinste Gewinn, den ein Stück Landes abwirft, gestattet seinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern Erwerb. Mögen sich die widerwärtigsten Umstände vereinigen, um den Gewinnst des Landbesitzers zu schmälern, so wird dieser seine Ländereien doch nicht brach liegen lassen, obschon er sie nicht mehr in Pacht wird

geben können. Um die Verpachtung eines Grundstückes ersprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewisse Regeln nicht aus den Augen lassen. Die langen Pachtungen sind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil sie dem Pächter Verbesserungen möglich machen. England beweis't, wie wohl sich die Ländereien bei der Unumstößlichkeit des Pachtkontrakts befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man stündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Besitzungen einen größern Werth, und setzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Konsumtion der Reichthümer regelt sich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tausend Einflüssen, die auf den Willen, die Entschließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann ist Konsument: und die stärkste Konsumtion geschieht unstreitig durch die Klasse, welche am

wenigsten besizt, aber am zahlreichsten ist. Der Genuß der Reichthümer ist ein Verlust derselben, der entweder durch das genossene Vergnügen oder eine neue Produktion ersezt wird. Dieser lezte Umstand ergibt die reproduktive Konsumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet ist. Der Miethzins eines Hauses ist für Den, der es zu seinem Geschäfte benuzt, reproduktiv, für den Eigenthümer ist er konsumirt, weil er der Zins eines in das Haus gesteckten Kapitals ist. Bei diesen unproduktiven Konsumtionen wird sich die Vorsicht des Privatmannes und des Staates gewisse Gränzen stecken. Verständige Konsumtionen sind diejenigen, wo reelle Bedürfnisse befriedigt werden, die eher langsam, als schnell von Statten gehen, und deshalb eher theuer als wohlfeil sein mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen, und eben so viel kosten würden, wenn sie nur Einen träfen, und die endlich von

einer gesunden Moral gebilligt werden. Dies sind die allgemeinsten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entscheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten, und es ist wahr, er befördert die Produktion; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Produkte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist, sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Produktion von Nutzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs, und daher doppelt gefährlich. **Montesquieu**, der wenig von der Nationalökonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers"; billig hätte ihn seine eigene Erfahrung eines Besseren belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die

Moralität vergiftet, und die Vermögens-Ungleichheit, dies Schreckbild für alle bestehende Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erscheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgibt. Die Gastmähler des Lukullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderstrecken bezahlt, und man brauchte sich keine Tagreise weit von Versailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu stoßen.

Die Staatskonsumtionen sollen nothwendig sein; aber sie lassen sich nur in so weit rechtfertigen, als sie der Gesellschaft eben so viel nützen, als sie ihr kosten. Dies ist die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obschon jedes Blatt der Geschichte mit Verstößen gegen sie bedeckt ist. Die Machthaber spielten abwechselnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes opferten sie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieses meist immer

ihrer Habsucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falschen Einsichten. Ludwig XIV. nannte sich den Herrn des Vermögens von ganz Frankreich, und hielt die Ausgaben der Regierung für ersprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derselben ein Abzug vom Nationalvermögen sind, das diesem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthschaftlichkeit gestellt ist. Eine verschwenderische Regierung wird immer blos gestellt sein, das Vertrauen der Nation verläßt sie, und große Gefahren, in die sie geräth, sind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, sondern ihrer Mißhandlung oder der traurigsten Nothbehelfe. Womit mußten sich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die sie als Auszeichnung des Verdienstes ihrer Gnade vorbehalten hatten. Sie ließen sich die albernen Stellen eines

Oberhofbartputzers, eines Hofbuttercontrolleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür diesen Großwürdenträgern entweder die Zeichen als Pensionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweisungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen.

Die Hauptobjecte des Staataufwandes sind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeiten, die Bauten. Alle diese Kosten sind unproduktiv, und es ist zu wünschen, daß die Regierung sich überhaupt nicht mit der Produktion befassen möge. Die unter der Autorität des Staats stehenden Industrie-Anstalten werfen selten einen reellen Gewinn ab, und wo sich einiger Ueberschuß an Einnahme ergibt, da würde er größer sein, wenn dieser Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachste Verwaltung ist die beste. Die Sucht

des Zuvielregierens schadet der Freiheit eben so viel, als dem Wohlstande. Jede Behörde muß in ihrem Kreise bevollmächtigt sein, und die Centralisation nur die Kontrolle erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubessern. Die formloseste Regierung ist die wohlfeilste, weil sie uns von dem Heer lästiger Beamten befreit. Man kann in diesen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilste Regierung ist nicht immer die beste, und eine schlechte Regierung wird, selbst wenn sie wohlfeil ist, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu sein, muß man sie gut honoriren; man wird Den nicht zu bestechen wagen, von dem man weiß, daß er Nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirte bei der Gesetzgebung bezahlt, ist besser vertreten, als die, welche sie durch die Ehre ihres Vertrauens entschädigen will. Englands Verfassung würde

weniger illusorisch sein, wenn es seinen Repräsentanten das Geld gäbe, was sie später vom Ministerium erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, sondern die bessere Rüstung und der größere Reichthum an Hilfsquellen den Ausgang der Feindseligkeiten entscheidet, ist der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Lösung man sich in der Zeit des Friedens systematisch vorbereitet. Seitdem die stehenden Heere als eine Nothwendigkeit erklärt sind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klasse aufgenommen, deren Wünsche von den übrigen Bürgern so verschieden sind, und das an den Tummelplatz ihrer Verdienste erzielen, was diesen als das gefährlichste Uebel erscheint. Der Krieg selbst ist ausnehmend kostspielig. Die Waffen haben sich seit Erfindung des Schießpulvers mannichfach komplizirt, die Terrains sind weiter geworden, seitdem man

England in Ostindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen sind methodischer als sonst, und nicht weniger erschöpfend. So lange dies System herrscht, werden die Nationen sich keines dauernden Glückes erfreuen. Die stehenden Heere, die auf dem Friedensfuße so lästig sind, wie im Kriege, und das Angriffssystem sind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da sie kostspielig und wenig sichernd sind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffssystems außer allen Zweifel gesezt, und bis jezt ist die Geschichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimat geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem stehenden Elitenkorps sind die einzig nationale Bewaffnung, sie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden alle die Uebel, die im Gefolge der stehenden

Heere sind, von denen man die hohen Kosten nicht das Geringste nennen möge!

Dem Staate muß an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse Alles gelegen sein. Er ist der natürliche Beschützer jeder geistigen Anstrengung, die seinen Zweck schneller und sicherer zu verwirklichen beiträgt. In seinen Unterstützungen wird er gewisse Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben so häufigen Verschwendung als übertriebenen Sparsamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen Diejenigen, die ihnen am meisten in die Hände arbeiten, am kärglichsten zu belohnen, und Jenen, deren Thätigkeit ihnen selbst schon reichliche Früchte gewährt, noch Summen auszusetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerstört. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civilisation befördert, den Gesetzen Achtung verschafft, und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird spärlich bezahlt.

Die Wohlthätigkeitsanstalten sind schädlich, wenn sie nur Almosen spenden. Sie müssen das menschliche Elend wieder aufrichten, und jede dem Alter oder dem Gebrechen noch übrig gebliebene Kraft benutzen, um sie zu beschäftigen. Die Arbeitshäuser des Kontinents beweisen, welche Vortheile wir vor England voraus haben, vor England, das unter der Last seiner Armentaxe seufzt. Diese Taxe ist die drückendste Kommunalabgabe, die bei der steigenden Armuth immer zunimmt, und der wucherischen Berechnung der Industrieunternehmer so sichern Vorschub leistet. Denn welches ist die Folge dieser Abgabe? Die Unternehmer wissen, daß ihren Arbeitern ein bestimmter Lohn gezahlt werden muß, der, wenn er nicht da ist, den Kirchspielen zur Last fällt. Diese Gewißheit bestimmt sie, den Lohn, den sie zahlen, immer mehr zu verringern. Wäre das englische Volk, selbst nach der Reformbill, nicht so schlecht

vertreten, so würde es hoffen können, von einem so schreienden Mißbrauche bald befreit zu werden.

Es gibt für die Regierungen kein besseres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die sie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben diese Aufgabe bis jezt zu oft mißverstanden, und die Beschäftigung, die sie dem arbeitslosen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Hauptstädte geben, für den höchsten Triumph ihrer Weisheit gehalten. Die Prunkgebäude sind nicht reproduktiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme sind es. England beweis't, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenschiffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Besizt die Regierung die Mäßigung, diese Verbindungen durch Kanäle und Landstraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belasten, so wird sie sich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir sehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt sie's? Wir wissen es Alle, zum kleinsten Theile aus den Domänen des Staats, zum größten aus den Taschen seiner Bürger. Dies ist ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in seinen Forderungen mäßig und einfach zu sein, vor allen Dingen aber nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unseren Augen geschehen, und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben könnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift sie die Kapitale an, so weiht sie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden **Montesquieu's**, welche die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu sammeln.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewisse Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen:

Sie sind der Quote nach gering, weil eine überspannte Steuer die Unterthanen beraubt, und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächs't nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird sich Dinge anschaffen, die ein übertriebener Zoll unerschwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge bestimmt die Nachfrage, der Absatz die Einfuhr, und der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabensteigerung, desto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die dem Unterthanen eine Last sind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, so kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluste des Arbeiters an Zeit und an seinem eigenen Gewerbe nicht ersetzen. **Turgot** hat berechnet, daß die Chausseefrohnen dem Staate zehn Millionen Livres ersparen, und vierzig Millionen den

Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern ist der Aufwand, den ihre Beitreibung verursacht. Eine Auflage, die auf zwölf Millionen berechnet ist, kostet dem Volke in der That sechzehn Millionen. Eine gute Regierung sucht diesem Mißstande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen sich die Erhebungskosten, eine Summe, die niemals dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Prozent. Napoleon scheute dies Mißverhältniß nicht, weil sein Despotismus einer tausendarmigen Beamtenkaste bedurfte, und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick kostete, wenn er voraussah, daß sie ihm in der Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner soll die Steuerlast gleichmäßig vertheilt sein, oder der Fiskus ist auch hier einem Verluste ausgesezt. Wem man wenig abfordert, wird sich niemals vordrängen, um mehr zu

bezahlen, und wer zu viel trägt, ist ein schlechter Zahler, weil seine Kräfte überstiegen sind. Es ist der Billigkeit angemessen, wenn **A. Smith** sagt: „Es läßt sich gar wohl rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens zum Staatsaufwande beisteure, sondern noch *etwas darüber.*“

Die progressive Steuer ist weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerbe seiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern sollen der Reproduktion so wenig als möglich schaden. Sie sollen keine Gegenstände treffen, die auf der Cirkulation begriffen, die Produktion hemmen würden, wenn man sie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Kapitalien, Objecte der ersten Nothdurft, die Rohstoffe der Manufakturen besteuert. Endlich sollen die Steuern nicht mit Instituten Hand in Hand n, die die Moralität verletzen und den guten Sitten

zuwider sind. Es macht einen übeln Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Phrynen in den Hauptstädten so innig mit den Regierungen fraternisiren.

Die Regierungen haben sich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es bessere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Acker vom Hagel verwüstet werden, eine Aktienunternehmung, ein Schauspielhaus schlechte Kasse machen und ein Journal kann verboten werden. Die Staatsschulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch ist es ausgemacht, daß die Kapitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß sie Nichts für die Produktion thun. Die Anleihen vernichten die Ersparnisse, veranlassen Verschwendungen, gehen nicht in die Cirkulation, opfern den Fonds und machen aus vorsichtigen Regierungen leichtsinnige. England sollte durch seine Schulden

wohlhabend geworden sein? Eher noch durch die Fehler seiner Regierung, als durch Maßregeln, mit denen sie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch seinen allmäligen Bankerott, als durch seine Anleihen. Die Regierung sagt zu ihren Unterthanen: wir brauchen 100 Millionen, und wendet sich nach London, Paris, Frankfurt, wo sie froh ist, von einem Bankiersvereine auf der Stelle 80, schreibe hundert Millionen zu erhalten. Die Unterthanen müssen dann die Zinsen der geschriebenen hundert Millionen zusammenbringen, und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es gibt nur zwei Mittel, keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen, oder sie ehrlich abzutragen. Das erste verschmähen die Regierungen, wenn sie an Sparsamkeit nicht gewöhnt sind, und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die sich gern anheischig machten, eine mäßige

Summe auf außerordentlichem Wege beizutreiben. Das lezte Mittel scheinen die Staatsschulden-Tilgungskassen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die sie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat seit 124 Jahren im Durchschnitt jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Kredit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unsre Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf sie ausgestellten Schuldscheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Kaprice? Ein Bankerott? Ein Todesstoß für die Geldmäkler? Ein Fenstereinwurf in den Judengassen? Es wäre freilich eine Revolution.

Der blühende Zustand der französischen Gewerbe, auf die die Proscriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invasion Nichts vermocht haben, ist die Folge ihrer Freiheit. Die Gesetze, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschrieben, waren zur Bildung geschickter Arbeiter unnütz, der arbeitsamen Klasse verderblich und den Konsumenten schädlich. Die Zünfte scheinen eher einen politischen, als einen auf die Gewerbe berechneten Ursprung zu haben. Sie waren entweder Associationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürsten als eine fiskalische Hilfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meister werden konnte, wenn er kein Geld hatte, oder er sonst den Zunftvorstehern durch seine Betriebsamkeit verdächtig schien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer ist ohne Konkurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu, und das Publikum erhält die

Waaren zu einem unnatürlichen Preise. Das Publikum muß bei diesem Preise auch immer noch das Monopol bezahlen, das die Privilegirten von den Regierungen gelös't haben. Die Zunft-Verfassung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerspricht. Sie peinigt sie mit Aufsehern, Visitatoren, gerichtlichen Verfolgungen, und nährt den Geist der Anfeindung und Neckerei. Was ist es, wenn ein Schlosser sich keinen Nagel, ein Nagler sich keinen Hammer machen darf?

Die Ueberfüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel ist weit geringer, als der Mangel an Produkten, der die Nachfrage vermehrt und die Preise zu einer Höhe steigert, die ihnen nicht gebührt. Die Ueberfüllung wird dem geschickten und thätigen Arbeiter niemals gefährlich werden, wogegen die Unterdrückung der Konkurrenz eine

Belohnung ist, die man der Unwissenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorschriften, die von den Regierungen ausgehen, sind lästig und schädlich. Die Blüte, die sie den Manufakturen eines Landes geben, ist für einen kurzen Augenblick. Die Kunstgriffe, die wir voraus haben, sind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unsern weisen Reglements stehen bleiben müssen, machen die Fremden Fortschritte, die uns ausstechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Industrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die 9/4 Ellen breit waren, die Franzosen durften nur 7/4 breite fabriziren, und sahen die Käufer nach England gehen. Eben so wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: ja selbst, wenn sie den Käufer sichrer stellten, so ist es doch billiger, daß Der, der sich betrügen läßt, betrogen werde

als daß die hemmende Kontrole der Regierung Diejenigen belästigt, die die Absicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. **Droz** sagt richtig, daß, wenn man der Gewerbfreiheit einige Beschränkungen auflegen wollte, dies nur geschehen dürfe, um ihr selbst zu nützen. Die Gewerbefreiheit ist kein Selbstzweck, sie ist nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

Eine historische Entwicklung der Beschäftigungen, denen sich die ersten Menschen hingaben, ist sehr schwierig. **Krause** in seiner Nationalökonomie versucht sie, und muß sich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberschwemmungen helfen, um Thatsachen zu erklären, für die es immer an sichern Beweismitteln fehlen wird. Er sagt, der Kredit sei entstanden, wenn ein Jäger es unter- nahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und sich

Gewißheit verschafft hatte, von diesem dafür mit hinreichendem Wildpret versehen zu werden. Diese Annahme ist eben so mißlich, wie eine andere, die den Ursprung des Hirtenstandes erklären soll. **Krause** sagt nämlich, der Jäger habe erst seinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann gesehen, wie die aufwachsenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung sich benutzen ließen. Die biblischen Traditionen sind wahrscheinlicher, als diese witzigen Erklärungen.

Die Schriftsteller bedienen sich des Wortes Nationalökonomie in einem sehr schwankenden Sinne. Bald verstehen sie darunter die Summe aller industriellen, merkantilischen und Agrikultur-Einzelwirthschaften einer Nation, bald die Wissenschaft, die sich über die für das Wohl des Ganzen passenden Grundsätze derselben verbreitet. Wir verdanken das unsichre Wort der physiokratischen Schule, ohne

von ihr über den Sinn desselben aufgeklärt zu sein. Die Deutschen, längst gewohnt, unter Politik die Regierungskunst, d. h. z. B. unter Physik auch zugleich die Maschinenkunde zu verstehen, nahmen daher auch die Nationalökonomie für eine Encyklopädie aller auf den Erwerb bezüglichen Wissenschaften. Der Grundriß der Finanzwissenschaft, den wir z. B. vom seligen Justizrath **Schmalz** besitzen, ist auf diesen Irrthum durchweg begründet. Statt von dem gegenseitigen Wechselverkehre zwischen den mannichfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, statt von dem Einfluß der Kapitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbsamkeit zu sprechen, zählt er alle die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutschland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man schießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthschaft auf, gibt uns die Getreide-Arten an, die sich

für sandigen, lehmigen, schwarzen und Kalkboden schicken, kurz es sind die praktischen Lehren, die dem Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Commis willkommen sind, die aber nur die vorausgesezte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie sein dürfen. Den Nationalökonomen interessirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthschaft, z. B. der Kuhmist und seine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob er durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und sammelbarer wird, sondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth gibt, die Produktivkraft steigert, und in dem Maschinismus des Nationalreichthums neue Erscheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath **Krause** hat diese Gränzen nicht scharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, mit der er namentlich von der Landwirthschaft spricht, ließe diesen Mangel vergessen, wenn nicht gerade eine strenge, systematische

Bearbeitung unsrer Wissenschaft seine Absicht gewesen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberschläge, die wir hier über die Bewirthung eines Guts nach dem Vierfeldersysteme finden? Wollte der Verfasser konsequent sein, so hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maschinen, sondern auch über die Kunst, sie zu bauen, belehren müssen.

Dennoch kann man von seinem Gegenstande nie zu viel sagen, wenn es sich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläufigkeit **Krause's** ist die Folge seiner Erfahrungen, die sehr belehrend sind. Seine Erbitterung gegen die Geldaristokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klassen aus der Bevorrechtung der Kapitalisten herleitet. Ohne Zweifel ist die leztre die Ursache der ersten. Die Steuerirremunität der Rentirer, dieser gesellschaftlichen Drohnen, ist an die

Stelle der kaum verschollenen Privilegien des Adels und der Geistlichkeit getreten. Die Geldoperationen der Regierungen haben eine Klasse von Menschen gebildet, die nur den großen europäischen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, sich von ihren heimischen Verbindlichkeiten loszureißen, und sich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrscher zu schützen wissen. Die Kapitalisten wälzten geschickt die immer schwerer werdende Steuerlast auf jene Klassen, die sich kaum auf den verzweifelten Schranken ihrer Existenz zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Kapitalien entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen sie aufhören, wahrhaft reproduktiv zu sein. Der Verfasser hat alle diese Erscheinungen gewissenhaft aufgedeckt, und ihren Zusammenhang mit dem zunehmenden Verfall alles Wohlstandes nicht verschwiegen.

Lassen sich wohl die Majorate vertheidigen? **Krause** thut es nicht, obschon er die Waffen dazu in die Hände gibt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der sichersten Reichthumsquellen, der Grundbesitzungen. Die Uebernahme derselben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geschehen, die sehr bald den Ruin des Besitzers zur Folge hatte. Das ist eine Thatsache, die überall erwiesen ist. Die Ritterschaftsbanken haben diesen Mißverhältnissen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirksamkeit ist oft plötzlich gelähmt worden, ja selbst ungeachtet ihrer Hilfe wollen die Nothwendigkeiten der Administration, die Bankerotte nicht aufhören. Derselbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parcellirung der Grundstücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müssen so oft die Erfahrung machen, daß die Geschenke, die sie geben, ihren Klienten

zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbesserungen? Nein, an dem Umstand, daß sie nicht durchgreifend sind.

Gegen die Gewerbefreiheit ist **Krause** ungerecht. Er will sie sehr beschränkt wissen, weil sie die wohlhabende Mittelklasse zerstöre. Wir verbergen uns keineswegs den Ursprung dieser Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünstigte sie, um die Kontinentalsperre weniger empfindlich zu machen, und die Population zum Behuf seiner Kriege zu vermehren. Jezt ist sie eingeführt, und es kommt nicht mehr darauf an, sie zu beschränken, sondern ihr die Gunst der Nebenumstände zu verschaffen. Die Population ist da, und sie durch Entzug ihrer Existenzmittel vermindern, würde heißen, die Lebenden tödten. Dies beweis't Asien, auf das sich **Krause** mit Unrecht beruft. Weil in China und Ostindien die Volkszahl

so unermeßlich groß ist, so sucht sich die Menschheit in der Arbeit zu theilen, sie arbeiten dort ihrer sechs, was bei uns Einer verrichtet, sie übernehmen die Geschäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und suchen den Menschen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. **Krause** will eine wohlhabende Mittelklasse, aber er scheut sich nicht, sie auf Kosten der Konsumenten einführen zu wollen. Wir sollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, statt daß wir jezt weniger geben, um Allen Etwas zu verschaffen.

Das Resultat der Untersuchungen, die **Krause** über die Besteuerung anstellt, wendet er auf den preußischen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwischenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirekten Steuern um Vieles beschränken, und die direkten durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löscht die Einnahme aus der Lotterie, sezt den Ertrag des Salzmonopols

von fast vier Millionen auf eine Million herab, verringert die Stempelgebühren, die er nur als Gerichts- und Kartenstempel gerecht findet, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er sie gegen Deutschland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wissen will, und streicht zulezt einen ansehnlichen Theil der Getränkesteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt sieht. So käme der Ertrag der indirekten Steuern und Domänen auf etwas über 16 Millionen zu stehen. Preußen sezt seine Bedürfnisse auf 50 Millionen Thaler, und die an dieser Summe noch fehlenden 34 Millionen will der Verfasser auf direktem Wege erheben. Die Grundsteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jezt, sondern er bringt die Verschuldung mit in Abrechnung, die von den Kapitalisten zu versteuern ist. An diese Abgaben reihen sich die Häuser-, Gewerbe-, Klassen-, Personen- und Besoldungs-Steuer

und zulezt die jezt so bevorzugten Rentirer mit 8 Millionen. Von einer Herabsetzung des Bedarfs der Regierung spricht aber **Krause** nicht.

Die Ermittelung der Kapitale ist unendlich schwierig, und folglich auch ihre Besteuerung. Man hat gesagt, die Rentensteuer würde den Zinsfuß steigern, und das war genug, die Regierungen, die stets nach Herabsetzung desselben streben, von ihr abzuschrecken. Diese Besorgniß ist unnöthig, da die Konkurrenz, die Menge des Ausgebots diese Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Kapitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das wird aber manche europäische Regierung nicht hindern, es dennoch in Anwendung zu bringen. Es ist eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von 100 Millionen, und lasse nur die einheimischen Kapitalisten auf den Markt.

Die Summen werden in Empfang genommen, sorgfältig notirt und die Darleiher namhaft gemacht. Jezt ist die Sache leicht. Man zeigt an, daß man sich plötzlich besonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen sie sich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlagplatz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab, und besteuert den Rest nach seinem Ertrage. Das ist die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

Der Theolog hält die Welt für eine Betstube, der Pädagog für eine Schule, der Jurist für einen Gerichtssaal, ja es hat naturphilosophische Aerzte gegeben, die die Erde eine Krankheit Gottes nannten.

Der Nationalökonom ist ein nüchterner, prosaischer Mann. Er haßt die Phantasie, weil sie die Menschen faul

macht. Er hat die Natur besiegt, nicht wie der Philosoph, der sie nur in Fesseln hält, sondern er schmiedet die Gefangene an die Galeere, und läßt sie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören.

Der praktische Mann! An einer Schweizerlandschaft interessiren ihn Nichts, als die Kühe: und während der Enthusiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die diesen hinten entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben, und im Stalle nicht gesammelt werden. Eine Landkarte beschäftigt ihn nur auf seine Art. Er sieht nur Kanäle, Dampfschiffe, Eisenbahnen, und wo er sie nicht sieht, da versöhnt ihn Nichts, kein Campanerthal, kein Genfersee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er schlägt die Gebirge nach Silberrubeln an, und die Flüsse nach holländischen Dukaten. An korinthischen Säulen sieht er nur lange Geldrollen von

Piastern, die sie gekostet haben, und an den Blättern des Kapitals die hineingesteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Industriezweig so begünstigen, als die Geldbörsenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn sie die Taschen an zu versteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Douanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, selbst von dem aufsteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben.

Johannes Schön hat Gedichte herausgegeben, **Hegel** und **Steffens** studirt, und dann über Zahl, Maß und Gewicht geschrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß sich Poesie auf Oekonomie reimt. Er verabscheut jene prosaischen Naturen, die Alles nach Geld abschätzen. Sie sind ihm zuwider, diese Maschinisten, die den Menschen für ein produktives und konsumirendes Thier

halten. Er sagt in seinen Grundsätzen der Finanz, es gibt Dinge, die schlechthin unbezahlbar sind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philosophen aufhören, sich von Heuschrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines **Plato**, der in den Schluchten des Hymettos schläft, ihren Stock anlegen, werden die Funktionen im Reiche der Ideale nach einem finanziellen Tarif beanschlagt. Kein Prophet begnügt sich mehr mit dem Sitz, den ihm seine Salbung und sein Eifer dereinst zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm seine Schüler lebenslang zu zollen versprechen. Das ist Alles in der Ordnung. Das Geld belohnt die Verdienste, und die Verdienste richten sich nach dem was man für sie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundschaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren

geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber diese Thatsache ist es also gewiß nicht, daß sich **Schön** beklagen will.

J. **Schön** wollte eigentlich sagen, es gibt gewisse Dinge, die man keineswegs gar nicht, sondern im Gegentheil nicht geuug bezahlen kann. In dieser Art unbezahlbar ist unter Andern nach des Verfassers Meinung die absolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, Alles ist noch zu gering, um die Wohlthaten dieses Regimes aufzuwägen. Eine knauserige Monarchie ist nicht nur eine Bettelwirthschaft, sondern ein spitzwinkeliger Widerspruch. **Schön** sagt: In Monarchien beruht viel darauf, daß die Majestät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umständen nur auf das Nothdürftigste beschränken, leisteten ihm einen sehr schlechten Dienst. Das Volk rechnet dem

gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen sein könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt. Der konsequente Mann fügt hinzu, daß es thöricht sei, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimat ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt der Professor **Schön**, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, die die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus diesen Ansichten macht der Verfasser Grundsätze der Finanz. Er will diese Wissenschäft von den Kalkulatoren und den egoistischen Handelsleuten, die die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emanzipiren, er will nicht, daß eine Wissenschaft, sondern die lebendige Geschichte der Maßstab des öffentlichen Bedarfs sei. In diesem Buch ist der Versuch gemacht, die **Hegel**'sche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfasser nennt das die Einführung des Konkreten, der Staatsräson, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jezt nur Abstraktes, Subjektives, Eingebildetes zu einer gewissen Höhe erhoben habe. Wir prophezeihen ihm wenig Glück mit seinen Grundsätzen der Finanz und bedauern, daß sein unverkennbarer Scharfsinn sich so leicht von einem trügerischen Netze hat umgarnen lassen.

Quesnay irrte darin, daß er aus einer Thatsache, die zur Aufklärung der Geschichte dienen mochte, einen Grundsatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der ersten Stufe der Bildung beschränken sich die Bedürfnisse auf den Boden und seine Erzeugnisse, nach weitern Fortschritten aber wird Alles ein Maßstab der Werthbestimmung werden, was nur zur Erreichung unserer vielfachen Wünsche dient. **Smith** nannte diesen neuen Pruduktionsfond Arbeit, widerlegte **Quesnay**, der den Werth der Arbeit nur für die Kompensation eines früher genossenen, zulezt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt.

Man erzählt von englischen Kaufleuten, die sterben und ihren Erben Nichts hinterlassen, als ihren Kredit. Mehrere Generationen gelten so, ohne einen Schilling zu

besitzen, für steinreich, und erst die Unvorsichtigkeit eines spätern Enkels deckt die Blöße auf, und macht das alte ehrwürdige Haus bankerott.

Dies ist auch das Geheimniß des Staatskredits, nur mit dem Unterschiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Konkurs dringt. Die Staatsschulden sind Schattenbilder, ein Spuck, der nur das einzig Reelle hat, daß man sie verzinsen muß. Die ungeheuern Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen stehen, sind jezt schon eine Unmöglichkeit geworden, weil sie mehr betragen, als sich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsschulden sind nur eine Fiktion, eine imaginäre Größe, und die Kapitalisten und Spekulanten in der That die eigentlichen Ideologen dieser Zeit.

Nichts ist unzuverläßiger und weniger garantirt, als der Staatskredit, und dennoch trauen ihm die ängstlichen

Menschen, die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieser ewig verlegene Schuldner noch meist die Weitläufigkeit, seinen Gläubigern als Unterpfand die Besitzungen der Krone anzuweisen. Das war immer nur eine Vorspiegelung, auf die sich zu verlassen lächerlich gewesen wäre. Wenn Oesterreich für seine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einstellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und Rhein die Werbetrommel schlagen lassen, um zur Besitznahme ihres Pfandes schreiten zu können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, sagen die Wucherer, sich an ihre Taschen schlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man sich verlassen darf, hält man warm. Aber auch einen guten

Schuldner weiß man zu schätzen, man beeifert sich, ihm Dienste zu erzeigen, man fragt ihn liebevoll nach seinem Befinden, und schickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß aussieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Kapitalisten für ihren alten Freund, den Staat. Sie lassen ihm Nichts abgehen, sie tragen ihn auf ihren Händen, sie hängen fragend an seinem Auge, und stürzen zu ihm, wenn er Etwas zu bedürfen scheint. Die halbjährigen Prozente, die sie von ihm ziehen, lassen sie sich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es sind honette Gläubiger, sie machen kein Aufsehens davon.

Die Geldaristokratie ist der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers spielen aus zwei Taschen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, sie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein

von Freiheit kann die Börse gar nicht existiren. Napoleon unterdrückte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Kurs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrack, wie tief der Thermometer seines Glückes und Kredits stand. Die Banquiers verstehen es allein, sich auf dem schwankenden Juste-Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorsicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfassungen haben dem Staatskredite jeden Vorschub geleistet. Es ist Thatsache, daß sich den konstitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumschränkten Monarchien. Es schien die sicherste aller Garantien, wenn die Staatsschuld unter die Verantwortlichkeit der Stände gestellt würde. Die Stände gleichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten, und auf die

Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken.

Unglücklicherweise ist aber daraus ein Nachtheil für das Prinzip der Repräsentation entstanden. Indem man die Verwaltung der Staatsschulden unmittelbar unter die Volksvertreter stellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir sprechen nicht von Deutschland) eine Illusion gemacht. Die Zinszahlungen müssen auf jeden Fall bestritten werden, dann muß aber auch die Erhebung der Steuern durchgreifend sein, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfnisse so dringend zu machen wissen, daß keine Weigerung ferner helfen kann.

Man sagt, wenn ein Kapital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, so

repräsentire sich solches schon in der Gewerbesteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß Jeder an dieser Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Kapitalist, dessen Geld ihm Vortheile bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund seines Kapitals besser spekuliren kann? Wenigstens ist es ungerecht, in der Steuer, die der leztre zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erste bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß man auch die Besoldungssteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslasten, denen sich die Beamten entziehen dürfen, beschränkt wissen will. Man hat gesagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Andrer ist Der, der den Beamten besoldet, und ein Andrer Der, der ihn zu besteuern das Recht hat. Die Zusammentreibung der direkten Steuern ist Sache des Volks und seiner Vertreter, sie nehmen Jeden

in Anspruch, den sie ein Einkommen beziehen sehen. Die Anstellung der Beamten ist aber Sache der Regierung. —

Die indirekten Steuern sind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigsten beschwerlich, sie können bestimmt auf sie rechnen. Diese Steuern sind ansehnlich, sie lassen sich leicht erhöhen, sie scheinen gerecht, weil sie meist die sogenannten Luxusgegenstände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht so gottlos räsonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimischen Industrie erbaulich reden, und zulezt darauf fußen, daß auf diesem Wege auch das Ausland kontribuiren müsse. Man hat diese Motive schon hundertfach widerlegt, man hat die Nationalökonomie und die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet dies? Was soll man an die Stelle der Reduktionen setzen? Wie wollen die Posten der Budgets ausreichen, wenn der

Ertrag der Steuern verringert wird? **von Ulmenstein** besaß in einer Schrift über diesen Gegenstand die Einsicht, zu erklären: Beschränkt euch! Streckt euch, so weit eure Decke reicht!

Interessant ist eine Debatte, die am 4. Januar 1831 in der französischen Kammer über die Reduktion des Salzpreises Statt fand. Die Klagen über den Salzpreis sind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr, als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, die die Regierung von der Besteurung desselben zieht, 45—60 Millionen, also 400—600 Prozent des eigentlichen Werths.

Zum Schluß noch einige Worte über die Lebensversicherungsanstalten.

Die Mathematiker legten die Grundlage der Lebensversicherungsanstalten; denn sie waren es, die die Möglichkeit zur Gewißheit erhoben, und in dem Ungefähr ein algebraisches Gesetz fanden. Was ist nicht Alles möglich! Es ist möglich, daß die Engländer in der Südsee den sechsten Welttheil auffinden, möglich, daß ein Komet unserer Erde wirklich bald einen Besuch abstattet. Es ist noch Vieles möglich, aber es ist nicht immer wahrscheinlich; nichts desto weniger ist das Unwahrscheinlichste sehr oft das Gewisseste. Die Jugend stirbt zuweilen vor dem Alter und es gibt Großväter, die alle ihre Kinder und Enkel begraben; dem Tode entgeht Niemand, und daß man sich so oft in der Berechnung desselben irrt, ist eine Thatsache, die die Lebensversicherungsanstalten in den Stand sezt, aus Nichts Etwas zu machen. Der sich Versichernde spekulirt auf die Möglichkeit seines spätern Todes, die Anstalt auf die Möglichkeit,

daß er früher stirbt. Beide wagen einen Einsatz, und immer der Gewinnende, aber wie **Schiller** sagt, der Lebende hat Recht.

Wir wollen genauer über diesen Gegenstand sprechen. Was heißt das, sein Leben versichern? heißt das, sich auf's Eis wagen, wenn es erst einen halben Zoll dick ist, und nicht ertrinken? heißt das, die Fackel der Empörung anstecken, und vor Richter und Nachrichter sicher sein? Possen! Dies ist eine ernste Frage, sie kann zur Wehmuth stimmen. Hören wir von einem der Autoren, die die Vorsteher der Lebensversicherungsanstalten besolden, um darüber zu schreiben, folgende schluchzende Erklärung der Lebensversicherung: „Unter allen Lasten, welche das Leben auf die Brust eines rechtlichen Mannes werfen kann, ist vielleicht keine so schwer, als die Sorge um die Zukunft seiner Lieben. Der Gedanke: so lange du selbst lebst, wird es wohl gehen;

aber was wird nach deinem Tode aus ihr werden, die deine Freude gewesen ist und dein Trost, vielleicht deine Ehre und dein Stolz, aus der Mutter deiner Kinder? und wie wird es ihnen gehen, diesen Kindern? Dieser Gedanke hat manchem rechtschaffenen Hausvater am Herzen genagt, und den Kern des Lebens zerstört, und ihn in ein frühes Grab gestürzt! Von diesem Gedanken aber kann er sich durch die Versicherung seines Lebens befreien, und die Beruhigung, welche er von dem Augenblick der Versicherung an gewonnen hat, bewirkt vielleicht allein, daß er lange lebt, und ein bedeutendes Alter erreicht und seine Kinder erziehen und glücklich sein kann in dem Kreise derselben." Man muß Familienvater sein, um die Wahrheit dieser Stelle recht zu empfinden.

Es gibt mancherlei Arten von Versicherungen. Entweder leg ich in meinem dreißigsten Jahre eine gewisse

Summe ein, die einst meiner Wittwe vierfach, oder eben so viel in meinem vierzigsten Jahre, die ihr dreifach, und sofort rückerstattet wird. Ich kann auch aus dem Einlagekapital einen jährlichen Beitrag machen, oder aus der meiner Wittwe zahlbaren Summe eine Rente in bestimmten Quoten. Ferner, wer so glücklich ist, Kinder zu haben, der lege bei ihrer Geburt oder ihrem ersten Jahre eine gewisse Summe ein, die im zwanzigsten Jahre in einem sechsfachen Betrage wieder heimgezahlt wird, und sich zur Aussteuer für eine blühende Tochter, oder zu den Studien eines wilden Sohnes vortrefflich eignet. Oder man zahle von seinem zwanzigsten Jahre ab einen jährlichen Beitrag, mit der Bedingung, in seinem vierzigsten entweder ein Kapital oder eine Rente zu erhalten. Ja es läßt sich sogar ein Leben versichern, das von dieser Wohlthat Nichts ahnt, und vom Tode des Urhebers derselben, statt betrübt, auf das

Angenehmste überrascht wird. Es wäre z. B. möglich, daß **Börne** heute stürbe, und daß es morgen herauskäme, er habe in Paris das Dasein **Willibald Alexis** mit einer jährlichen Rente von 10 Thalern preußisch Courant versichert. —

Ungeachtet dieser Vorzüge ist an den Lebensversicherungsanstalten Vieles ausgesezt worden. Man hat gesagt, sie zersplittern die Kapitale, sie vernichten die Sparsamkeit, sie leisten der Trägheit Vorschub, wenn sie auch Annuitäten zahlen. Vielleicht lassen sich diese Vorwürfe widerlegen; aber einige andre scheinen mehr Grund zu haben. Es ist wahr, die Lebensversicherungsanstalten machen dem Erbrechte ein Ende, wie die Jakobiner und die St. Simonisten; und es wundert mich, daß die Advokaten und die Regierungen noch nicht gegen sie aufgestanden sind. Ferner, wodurch bestehen diese Banken? Durch fremder Leute

Unglück; das ist unläugbar. Wo Andre falsch rechnen, da rechnen sie gut, wo Jene weinen, da lachen sie, was Jene verlieren, das streichen Diese ein als ihren Gewinnst. Und die Theologen haben noch Nichts gemerkt? sie wittern nicht, wie gefährlich diese Anstalten für die Moralität sind? Vielleicht werden sie aufmerksam werden, vielleicht treten sie mit der Justiz in Bund, und weil es dann gefährlich würde, diese Anstalten zu loben, so beeilen wir uns, sie hiemit noch unsers wärmsten Beifalls zu versichern. Wir sind aus der Literatur zum täglichen Brod herabgestiegen. Jezt ite! Missa est!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

/. Obermeier
Buchbinderei
Rottenburg /L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gutzkow, Karl,

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur

Bd.: 2

Stuttgart (1839)

H.lit.p. 159 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10732782-6